

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ar. 20.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 12. Mai 1889.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4 1/4 M.

XVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die wandernde Psyche.

Novellette von Paul von Szezepanski.

Unsere kleine Tafelrunde hatte nur sieben Personen gezählt. Es hatte deshalb in dem reichen und gastreichen Hause an keinem der außerlesenen Genüsse gefehlt, welche Küche und Keller zu bieten vermögen; aber die Steifheit und Bezwungenheit, welche von allen größeren Dinern unzertrennlich sind, waren unserem kleinen Kreise fern geblieben. Wir hatten den Kaffee in dem Gartenzimmer genommen, mit dem Ausblicke auf ein kleines, schon herbstlich gefärbtes Paradies, das, trotzdem es von einem Berliner Häuser-Viertel eingeschlossen wird, durch geschickte Vertheilung der Baumgruppen den Eindruck eines großen ländlichen Parkes gemacht haben würde, wenn über die hohen Dächer nicht verlorene Töne des Straßenlärms der Weltstadt ihren Weg in dieses Eden gefunden hätten. Dann waren wir in den Speisesaal zurückgekehrt, um uns von der Möglichkeit der Verwandlung des Speisetisches, an dem wir eben noch gesessen, in ein Billard zu überzeugen. Die Hausfrau hatte ihren, von einer längeren Reise zurückgekehrten Gatten mit diesem Wundermöbel überrascht, und sie erntete von allen Seiten Dank für diese Bereicherung der gesellschaftlichen Annehmlichkeiten ihres Hauses, als wir uns durch Augenchein von der practischen Verwendbarkeit dieses Meisterstückes eines modernen Kunstschliffers überzeugt hatten.

Aber aus der geplanten allgemeinen Partie wurde nichts. Die lebenswürdige Hausfrau hatte von vornherein erklärt, daß sie es vorzöge, zuzuschauen. Fräulein Olga von Wolkowska, eine junge Russin, behauptete, Bewegung nach Tische sei eine barbarische Sitte, an der sie niemals ein Vergnügen finden würde, trotzdem sie, wie sie durch einen Meisterstoß bewies, das Duell mit der Sicherheit eines Billard-Professors handhabte. Frau von Borbeck, die schöne Gattin eines Kapitäns der Kriegsmarine, dessen Schiff seit langer Zeit in fernen Meeren kreuzte, verhielt sich ebenso ablehnend, und ich benutzte mit Vergnügen den Vorwand der den Damen schuldigen Rücksicht, um nicht eingestehen zu müssen, daß ich mit dem ersten Stoße unfehlbar auch dem unentweichten grünen Tuche den ersten Riß beigebracht haben würde. Baron Tenczin kam danach gar nicht mehr in Frage, denn er hatte schon bei Tische auf jede mögliche Weise die Aufmerksamkeit der jungen Russin auf sich zu ziehen versucht, und auch wenn keine der Damen ihm ein besonderes Interesse eingeflößt hätte, würde er nicht von ihrer Seite gewichen sein, denn er gehörte zu den Herren, die ihren Lebenszweck erfüllt glauben, wenn sie, gleichviel ob mit oder ohne Erfolg, vor Frauenaugen Parade reiten können. So blieb nur der Hausherr, dem sein Arzt Bewegung nach Tische verordnet hatte,

und Geheimrath Boretius, der als passionirter und routinirter Billardspieler seine Freude darüber nicht verbarg, daß die Dilettanten von der Partie zurücktraten.

Es war so behaglich in dem Speise-Salon mit seinen köstlichen französischen Gobelins, daß wir gern der Aufzorderung der Hausfrau folgten, in der ein wenig erhöhten Nische des großen Esfensters Platz zu nehmen. Der Diener hatte den beiden spielenden Herren die Krone über dem Billard angezündet und die Fenstervorhänge zugezogen; wir saßen in zur Träumerei aufforderndem Helldunkel, und nur auf die Gesichter der drei Damen fiel ein rothes, flackerndes Licht aus dem Kamine,

streuten Gesichte in beinahe unnatürlicher Frische hervorlugenden Lippen führte. Auf dem Divan, neben der Hausfrau, saß Frau von Borbeck, ernst und schweigsam, wie sie während des ganzen Diners gewesen, und mit einem fast wehmüthigen Ausdruck in den schönen Zügen, der ihr von vornherein ein erhöhtes Interesse sichern mußte.

Auch Baron von Tenczin schien jetzt auf dieses Räthsel aufmerksam zu werden, das mich während des ganzen Nachmittags im Stillen beschäftigt hatte, denn er wandte seine Aufmerksamkeit von Fräulein von Wolkowska ab und der schönen Frau zu. In seiner ungenirten Weise, — er lebte eigentlich immer auf Reisen und brachte in jeden Salon ein wenig von der Art des freien Table d'hôte-Verkehrs mit, die ihn nicht schlecht kleidete, da er niemals die guten Formen des vollendeten Weltmannes dabei außer Acht ließ, — ging er direct mit einer in anderem Munde vielleicht Mißbehagen erregenden Bemerkung auf sein Ziel los, das Räthsel zu lösen. Die lebenswürdige Hausfrau, welche meine Ansicht theilen mochte, daß diese Art Frau von Borbeck gegenüber nicht ganz am Platze war, beeilte sich, die Letztere der Nothwendigkeit zu überheben, Herrn von Tenczin selbst eine Antwort zu geben.

„Wir müssen Frau von Borbeck doppelt dankbar sein, daß sie heute, trotz ihrer trüben Stimmung, meiner Einladung gefolgt ist,“ sagte sie, der schönen Frau mit Herzlichkeit die Hand bietend. „Sie müssen wissen, daß meine Freundin ihren Gatten mit Bestimmtheit in der nächsten Zeit aus den ostafrikanischen Gewässern, wo sein Schiff seit zwei Jahren stationirt ist, zurück erwartet, und daß sie heute eine Depesche erhalten hat, welche ihr ankündigt, daß sein Kommando auf sechs Monate verlängert worden ist.“

Fräulein von Wolkowska erhob sich lebhaft aus ihrer halb liegenden Stellung und wandte Frau von Borbeck mit unverhohlenem Erstaunen ihr Gesicht zu.

„Seit zwei Jahren, gnädige Frau?“ rief sie in ihrem, trotz ihres sonoren Organs hart klingenden Deutsch. „Und das ertragen Sie?“

Wir lachten über diese ungebändigte Naivetät, und selbst über Frau von Borbeck's Züge huschte ein Lächeln.

„Wenn ich es hätte ändern können, liebes Fräulein,“ erwiderte sie, „hätte ich ihn überhaupt nicht von mir gelassen.“

Fräulein von Wolkowska lehnte sich wieder in ihre bequeme Stellung zurück.

„Ich hätte ihn nicht geheirathet,“ sagte sie bestimmt, „oder ich ließe mich scheiden.“

Wir lachten von Neuem, während sie gleichmüthig ihre Cigarette an die Lippen führte und einen kunstgerechten Ringel von sich blies.

Baron Tenczin gab Frau von Borbeck gegenüber in lebenswürdiger Weise seinem Bedauern Ausdruck, an einen wunden Punkt gerührt zu haben. Uebrigens



Kronprinzessin Wilhelmine von Holland. — Siehe Seite 87.

in dem ein Feuer von knisternden, aber nur geringe Wärme gebenden Tannenzapfen loderte. Fräulein von Wolkowska hatte sich zu Füßen der Hausfrau auf ein Tabouret niedergelassen, und die Art, wie sie sich in halbliegender Stellung an den Divan zurückschmiegte, sodaß die einen winzigen Fuß umschließenden schwarzen Halbschuhe und seidenen Strümpfe von gleicher Farbe unter dem Saume ihres Gewandes hervorlugten, war trotz aller Anmuth ebenso wenig frei von berechnender Koketterie, wie die lässigen Bewegungen, mit denen ihre winzige, schneeweiße, fast ebenso breite als lange und mit kleinen Grübchen über jedem Fingeranfaße versehene Hand die Cigarette an die rothen, aus dem mit Reispuder be-

kannte er jene Meere, in denen der Kapitän kreuzte, aus eigener Anschauung, und das bot ihm die beste Gelegenheit, den Zwischenfall am schnellsten vergessen zu lassen. Er hatte Zanzibar auf seinen verschiedenen Weltreisen mehrmals berührt, hatte einmal sogar längere Zeit dort Station gemacht, — in einer weltmüden Stimmung, wie er sagte, — und schilderte das Leben dort in so anschaulicher Weise, daß selbst Frau von Vorbeck, durch den sie besonders angehenden Gesprächsstoff angezogen, ihm augenscheinlich mit lebhaftem Interesse zuhörte.

In solcher behaglichen Stunde nach Tische, in der man selbst wenig geneigt ist, aus sich herauszugehen, gab es keinen angenehmeren Gesellschaftler als Baron Tenczin. Er hörte sich gern sprechen, eine gewisse Aufmerksamkeit klang sogar aus Allem, was er sagte, er sah auch Manches wohl in seiner eigenen Beleuchtung und trug die Farben gern ein wenig stark auf; aber er hatte doch überall wirklich etwas gesehen, wenn auch Alles, wie sein unstätes und zielloses Leben bewies, ohne irgend welchen Nutzen für sich selbst. Dazu hatte er eines von den Gesichtern, die man gern anschaut, wenn sie sich beim Sprechen beleben: ein schmales Kopp-Obal, das durch den kurzgehaltenen und unter dem Kinn spitzgeschnittenen Vollbart noch länger erschien, eine sich schon lichte Stirn, kühnvorspringende Nase und einen dunklen Teint.

Als ihm das Thema Zanzibar und Ostafrika erschöpft schien, sprang er zu dem Wunderlande Indien über. Der grauliche Thurm des Schweigens, in welchem eine indische Sekte ihre Todten bestattet, indem sie auf der Plattform desselben deren Leichname den Geiern zum Fraße darbietet, eine Tigerjagd des Maharadscha von Mysore, ein Empfang bei dem Herzoge von Connaught, indische Gauklerstücke, — was weiß ich, was er noch für bunte Bilder zeigte. Bei den Zauberstücken indischer Magier verweilte er am längsten, und alles Ernstes erzählte er, einen indischen Heiligen gesehen zu haben, der sechs Wochen lang im Grabe gelegen hatte und dann gesund wieder auferstanden war.

Ich sagte ihm offen, daß er mir hier die Grenzen des Wahrscheinlichen allzu sehr zu überschreiten scheine.

„Es giebt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsere Weltklugheit sich träumen läßt,“ citirte Fräulein von Wolkowska Hamlet mit einer kleinen Freiheit, die man ihr zu Gute halten mußte, da weder das Deutsche noch das Englische ihre Muttersprache war.

„Sie haben ganz recht, mein gnädiges Fräulein,“ sagte Baron von Tenczin, „das Wort hat immer noch seine Bedeutung, wenn auch nicht mehr ganz in dem Sinne, in welchem Shakespeare es Hamlet sagen läßt. Denn wenn wir auch noch nicht alle diese Dinge kennen, so sind wir doch ihrer Ursache gewiß, — es ist der Wille des Menschen, der gesteigerte und concentrirte Wille, welcher scheinbare Wunder vollbringt.“

„Sie sprechen von dem Hypnotismus, lieber Baron,“ fiel die Hausfrau ein. „Wir hatten ja kürzlich hier Gelegenheit, einen dieser Hypnotisirende zu sehen. Ich hatte den Eindruck, daß die, übrigens sehr lächerlichen Wunder, welche er vollbrachte, weniger auf seiner gesteigerten eigenen Willenskraft, als auf der geschwächten Willenskraft der Hypnotisirten beruhten. Die Nervenschwäche ist eine Krankheit unserer Zeit, und ich bin überzeugt, daß ein nicht nur gesund aussehender, sondern wirklich gesunder Mensch, mit klarem und selbständigem Geiste, auch der gesteigerten Willenskraft eines Anderen nicht unterworfen werden kann.“

Ich bin mir nie darüber klar geworden, ob Baron Tenczin sich nur interessant machen wollte, oder ob er wirklich selbst an das glaubte, was er jetzt erzählte. Jedenfalls erzählte er es mit der ernsthaftesten, vollen Glaubwürdigkeit beanspruchenden Miene, und, — ohne Täuschung und Selbsttäuschung in enger Verbindung wäre ja weder Hypnotismus, noch Spiritismus, noch irgend eines der Dinge zwischen Himmel und Erde denkbar, von denen unsere Weltweisheit sich nichts träumen läßt.

„Und wenn Sie nun sich selbst durch unwiderlegliche Beweise davon überzeugt hätten, daß es der Willenskraft eines Menschen gelingen kann, die Psyche eines anderen Menschen zum Verlassen des Körpers zu zwingen und sie mit der Schnelligkeit des Gedankens an einen meilenweit entfernten Ort zu senden? Ich habe nicht selbst gesehen, wie der indische Büsser, dessen ich vorher erwähnte, seine Seele zwang, den Körper zu verlassen. Ich war nicht Augenzeuge, wie sein Leib in das Grab gelegt, dasselbe zugeschauelt und nach sechs Wochen wieder geöffnet wurde. Ich habe ihn erst später gesehen, und die unglaublich klingende Geschichte ist mir nur erzählt worden, — von absolut glaubwürdigen Personen allerdings. Dennoch gebe ich zu, daß man mich getäuscht haben könnte. Aber nachdem ich Augen- und Ohrenzeuge gewesen, wie eine in Hamburg hypnotisirte Dame über das berichtete, was gleichzeitig in Berlin geschah, hat die Geschichte des indischen Büssers nichts Unmögliches mehr für mich.“

„Wie war das? Erzählen Sie!“ sagte Fräulein von Wolkowska.

„Ein zufälliges Zusammentreffen von Ereignissen mit diesen ähnlichen Phantasiën einer Hypnotisirten,“ meinte ungläubig lächelnd die Hausfrau.

„Sie sollen mir nachher sagen, ob Sie noch ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen für möglich halten, meine Herrschaften,“ sagte Baron Tenczin. „Gestatten Sie mir zu erzählen, gnädige Frau? — Ich wurde in Hamburg durch einen Reisegefährten, — wir hatten uns in Amerika kennen gelernt, — in einen kleinen Kreis von Herren und Damen eingeführt, der zum Zwecke spiritistischer und hypnotischer Sitzungen regelmäßig zusammentam. Eine junge Dame, deren Bräutigam in Berlin lebte, zeigte sich hervorragend für hypnotische Versuche veranlagt und wurde mit Vorliebe zu den Experimenten in Anspruch genommen.“

„Ich würde das als einen Entlohnungsgrund angesehen haben,“ konnte ich mich nicht enthalten, einzuwerfen, worauf mich Fräulein von Wolkowska durch einen indignirten Blick zur Ruhe verwies.

„Ihre Mutter war bei den Sitzungen anwesend,“ fuhr Herr von Tenczin fort. „Uebrigens ging Alles sehr nüchtern her, es fehlte an jedem mystischen Apparat, man betrieb die Sache gleichsam rein wissenschaftlich, und unter den Theilnehmern der Sitzung war ich vielleicht der Einzige, der sich auch von frivoler Neugier nicht ganz frei fühlte.“

Herr von Tenczin lächelte ein wenig; er war sich offenbar bewußt, wie sehr das unverlangte Aufdecken kleiner Schwächen die Glaubwürdigkeit eines Erzählers zu erhöhen pflegt.

„Ich brauche Ihnen von den gewöhnlichen Experimenten nicht zu erzählen,“ fuhr er fort. „Sie Alle haben ja in den öffentlichen Sitzungen eines den Hypnotismus gewerbsmäßig ausüchtenden Professionals diese unbestreitbaren Lähmungen der menschlichen Willenskraft durch den concentrirten Willen eines Anderen und ihre theils lächerlichen, theils erstaunlichen Wirkungen gesehen. Der Hypnotiseur, welcher in unserer Hamburger Gesellschaft seine Wunder verrichtete, verfolgte lediglich wissenschaftliche Interessen. Er war ein noch junger Mann, Student der Medicin, der Nüchternheit für seinen ernststen Beruf zu entdecken hoffte; im Uebrigen eine Erscheinung, die gar nichts Bedeutenendes an sich hatte und nicht einmal etwas Auffallendes, außer zwei sehr großen und sehr weißen Händen mit langen, beweglichen Klavierfingern und einem ein wenig stechenden Ausdruck des Auges, der allerdings nur dann schärfer hervortrat, wenn er sich unbeobachtet glaubte. Auch pflegte er aus den Experimenten Schlüsse zu ziehen, die mir etwas zu weit zu gehen schienen, und dieselben in einer lehrhaften Weise als Gewißheit hinzustellen, die für mein Gefühl bei so jungen Jahren etwas Anmaßendes hatte. Sie sehen, meine Herrschaften, daß ich in keiner Weise beeinflusst war und der Sache wie den Personen mit vollkommen klarem Urtheil gegenüberstand.“

Herr von Tenczin machte eine kleine Pause, um eine Cigarette anzuzünden, die er während seiner Erzählung gedreht hatte. Er rauchte auch in fremden Häusern stets seinen eigenen Tabak, eine Gewohnheit, die er mit seiner angegriffenen Lunge zu entschuldigen pflegte, die ihm nur gestatte, ein ganz besonderes, in irgend einem türkischen Dorfe mit unaussprechlichem Namen gewachsenes Kraut zu rauchen.

„Ich würde den Sitzungen wahrscheinlich sehr bald fern geblieben sein,“ setzte er dann seine Erzählung fort, „wenn mir nicht das besondere Erlebnis, das ich Ihnen erzählen wollte, und zu dem ich jetzt nach etwas langer Einleitung komme, neues und tieferes Interesse eingeblöst hätte, als die Thatsache, daß ein Mensch im hypnotisirten Zustande gezwungen werden kann, die widersinnigsten und wunderlichsten Dinge auszuführen. Bei einer unserer Sitzungen kam auch die Rede auf Seelenwanderung, Ahnungen und dergleichen, was mehr in das Gebiet des Spiritismus als des Hypnotismus gehört. Die meisten Anwesenden äußerten sich sehr skeptisch über das Thema, nur der erwähnte Student vertheidigte alles Uebernatürliche als etwas zwar noch Unerklärtes, aber zweifellos Vorhandenes. Und zur Erklärung, wie er zu dieser Gewißheit gekommen, behauptete er, daß es in seiner Macht liege, die Psyche eines Hypnotisirten zu zwingen, den Körper zu verlassen und sie nach einem ganz beliebigen Orte zu senden. Er begegnete einem allseitigen Kopfschütteln; ich selbst lachte ihn aus. Er nahm das gleichmüthig auf, erklärte, daß ihm um so weniger daran gelegen sein könne, die Gesellschaft zu überzeugen, weil das Experiment nicht ganz gefahrlos für den Hypnotisirten sei, und blieb im Uebrigen bei seiner Behauptung. Aber gerade die Erwähnung der damit verbundenen Gefahr schien die junge Dame zu reizen, von der ich vorher erzählte, daß sie sich für hypnotische Experimente besonders geeignet erwies. Fräulein... doch pardon, — ich bin nicht befugt, den Namen zu nennen, ich werde ihr

daher den nom de guerre Fräulein Adelheid geben.“ — Herrn von Tenczin's Discretion in unserem geschlossenen Kreise verstärkte meine Zweifel an der Glaubwürdigkeit seiner Erzählung, — „also Fräulein Adelheid bestand plötzlich mit aller Hartnäckigkeit ihres im nichthypnotisirten Zustande sehr eigenwilligen Temperamentes darauf, den Versuch zu wagen und erklärte auf das Entschiedenste, ihre Psyche auf diesem noch nicht stark benutzten Wege nach Berlin geschickt zu wünschen, wo es dann in ihrer Macht liege, einmal unerwartet die Schritte ihres Verlobten zu beobachten und sein Thun und Treiben zu verfolgen. Vergebens rieth die Mutter der jungen Dame ab, und auch der Hypnotiseur mußte sein anfängliches Sträuben, das er mit der mit dem Experimente verbundenen Gefahr erklärte, schließlich aufgeben, um nicht in den Verdacht zu gerathen, die Gesellschaft nur blaguirte zu haben. Als Fräulein Adelheid schon ihren Platz in dem Sessel eingenommen hatte, in dem sie sich hypnotisiren zu lassen pflegte, und schon ihre Blicke beharrlich auf den Krystall richtete, konnte ich die Frage nicht unterdrücken, woran wir denn erkennen sollten, daß die Dame nicht einfach in hypnotischem Schlafe liege, sondern daß ihre Psyche wirklich den Körper verlassen habe und in Berlin auf den Spuren ihres Verlobten wandle. Aber Herr, — nennen wir den Hypnotiseur Herr Meiners,“ — Herr von Tenczin gab einen neuen Beweis seiner Discretion, — „Herr Meiners beruhigte diese Zweifel, indem er sehr kühl und jede weitere Störung ablehnend erklärte, wenn ihm das Experiment überhaupt gelinge, werde er auch dafür sorgen, daß es nicht an einem Beweise fehle. Fräulein Adelheid lag sehr bald in hypnotischem Schlafe. Es wäre nicht nöthig gewesen, daß Herr Meiners uns noch einmal aufforderte, möglichst wenig Störung zu verursachen, denn wir sahen Alle dem Experimente, wenn auch etwas ungläubig, doch sehr gespannt entgegen. Der Hypnotiseur hatte seine Hand leicht auf die Stirne der jungen Dame gelegt und schaute ihr starr in das Gesicht; seine Züge, die immer eine etwas fahle Farbe hatten, schienen noch bleicher geworden, und allmählig verfielen große Schweißtropfen aus seinem kurzgeschnittenen Haar. Das Concentriren aller seiner Willenskraft wirkte augenscheinlich ganz wie eine enorm gesteigerte körperliche Anstrengung auf seine Blutcirculation und die Hautthätigkeit. Wir konnten deutlich wahrnehmen, wie der Athem des jungen Mädchens immer schwächer wurde, wie die Brust sich langsamer hob und senkte und endlich sich gar nicht mehr zu bewegen schien. Auch der Mund hatte sich ein wenig geöffnet, als der Hypnotiseur seine Hand von der Stirne der Dame entfernte und mit einem tiefen Athemzuge zurücktrat. „Es ist geglückt“, sagte er leise, „die Psyche ist auf der Wanderung.“

Als Herr von Tenczin des leichtgeöffneten Mundes erwähnte, hatte er wohl ein Lächeln aufgefangen, das Geheimrath Boretius zu dem Hausherrn hinüber sandte. Beide Herren hatten ihre Billard-Partie unterbrochen und lauschten mit dem Laue in der Hand der Erzählung.

„Sie dürfen mich nicht mißverstehen,“ fuhr Herr von Tenczin fort, „ich erwähne den geöffneten Mund nicht, weil ich etwa glaube, daß die Psyche hier ihren Austritt genommen habe, sondern lediglich, um Ihnen zu beweisen, wie lebhaft mir jede Einzelheit des Erlebnisses im Gedächtniß steht, und auch um Sie, die Sie ja jetzt noch mit einigem Mißtrauen zuhören müssen, durch Details zu überzeugen, daß ich nicht fabulire, sondern der Wirklichkeit nacherzähle. Sonst halte ich selbstverständlich die Seele für etwas durchaus Körperloses, für das es weder Raum noch Zeit giebt. Ohne diese Ueberzeugung wäre das Folgende nicht denkbar. Nachdem Herr Meiners sich einen Augenblick von der physischen und geistigen Anstrengung erholt, richtete er an Fräulein Adelheid die Frage: „Haben Sie Ihren Bräutigam gefunden?“ — Das Sprechen schien der Hypnotisirten sehr schwer zu werden; es dauerte eine ganze Weile, bis sie mit einem kaum gehauchten „Ja“ antwortete. Doch ich fürchte, Ihnen langweilig zu werden, wenn ich Sie nicht mit allen Details der Szene verschone, ehe ich endlich zu dem „Quod erat demonstrandum“ komme. Genug, Fräulein Adelheid erzählte auf die Aufforderung des Hypnotiseurs, daß sie ihren Bräutigam in einem großen, hell erleuchteten, mit kostbaren Wandgemälden geschmückten Saale gefunden habe, in dem an vielen kleinen Marmortischen zahllose Menschen saßen. Er erwartete augenscheinlich Bekannte, denn er sehe sich wiederholt nach der Thür um; die Erwarteten, zwei Herren, traten endlich ein, er erhob sich und ging mit ihnen eine lange und sehr belebte Straße hinunter. Hier gab Herr Meiners der Hypnotisirten den Auftrag, ihrem Bräutigam ihren Namen in das Ohr zu rufen und dann weiter zu erzählen. Fräulein Adelheid berichtete, daß ihr Bräutigam plötzlich von einer großen Unruhe erfaßt scheine, daß er sich von seinen beiden Begleitern trenne, die vergebens Alles versuchten, ihn zurückzuhalten, und daß

er den Weg nach seiner Wohnung einschlug. Dort, berichtete sie weiter, nahm er sich kaum die Zeit, Gut und Paletot abzulegen, setzte sich an den Schreibtisch und begann einen Brief zu schreiben. „Können Sie den Brief lesen?“ fragte der Hypnotiseur. Fräulein Adelheid antwortete zustimmend, und über das Gesicht des Herrn Meiners flog ein triumphirendes Lächeln. Er winkte mich herzu, indem er mir sagte: „Sie sind der Mißtrauischste gewesen, Herr von Tenczin: wollen Sie die Güte haben, Wort für Wort aufzuschreiben, was das Fräulein dictiren wird.“ Als er mich zum Schreiben bereit sah, wandte er sich wieder an die Hypnotisirte: „Lesen Sie den Brief!“ — Fräulein Adelheid las, — Sie werden sich nicht wundern, daß mir jedes Wort im Gedächtniß geblieben ist, — langsam und deutlich:

„Theuerste Adelheid!

Eben im Begriff, mit zwei Freunden, die ich im Café Bauer erwartete, mich zu unserer Statpartie zu verfügen, hörte ich in der Friedrichstraße Deinen Namen in so ergreifender Weise an mein Ohr klingen, daß mich eine unerklärliche Unruhe nach Hause trieb. Ich fürchtete hier eine Depesche aus Hamburg zu finden, die mir ein Unglück meldete. Zum Glück habe ich mich hierin getäuscht. Aber ich werde dieses plötzliche, räthselhafte Gefühl der Besorgniß nicht eher abschütteln können, als bis ich mich durch eigenen Augenschein davon überzeugt habe, daß meine trüben Ahnungen grundlos sind. Ich würde noch heute mit dem Nachtzuge reisen, wenn ich nicht meinen Chef benachrichtigen müßte. So sende ich Dir diese Zeilen, Dich von meinem Kommen in Kenntniß zu setzen. Dein ewig Getreuer.“

„Ich glaube, die Herrschaften werden mit diesem Beweise zufrieden sein, und ich kann die Psyche zurückrufen, da ich bei längerem Fernbleiben für die Folgen nicht einstehen könnte, denn ich weiß nicht, wie lange ich noch meiner Kraft Herr bleiben werde,“ wandte sich Herr Meiners an uns, und wir stimmten ihm natürlich bei. Denn wenn Fräulein Adelheid's Psyche wirklich während der zwanzig oder dreißig Minuten, während deren ihr Körper in hypnotischer Starre vor uns gelegen, in Berlin verweilt und ihren Bräutigam beobachtet hatte, dann mußte am nächsten Morgen der Brief, und im Laufe des Tages er selbst in Hamburg eintreffen.“

Herr von Tenczin machte eine kleine Pause, die nur von Fräulein von Wolkowka mit der lebhaften Frage unterbrochen wurde: „Und sie kamen Beide wirklich?“

Ich erwartete bestimmt, Herr von Tenczin würde jetzt mit einem lakonischen „Nein“ antworten und das Ganze für einen Scherz erklären, den er sich mit uns gemacht. Aber er blieb vollkommen ernsthaft.

„Sie kamen Beide,“ sagte er ohne Zaudern, „und der Brief stimmte Wort für Wort mit dem Dictat überein, das ich in meiner Tasche mit mir genommen hatte. Zudem wurde der Brief, den Fräulein Adelheid ja an der Handschrift als von ihrem Bräutigam kommend erkennen mußte, nach Verabredung in unserer aller Gegenwart geöffnet, und ich ließ es mir nicht nehmen, auf das Genaueste den Aufgabe- und den Abgabestempel des Couverts zu prüfen.“

„Das ist stark,“ sagte lakonisch Geheimrath Boretius und wandte sich an den Hausherrn: „Ich glaube, wir können unsere Partie fortsetzen.“

Fräulein von Wolkowka citirte noch einmal Hamlet nach ihrer Original-Ausgabe, die Hausfrau begnügte sich mit einem Lächeln, und ich erlaubte mir den Einwurf, daß, wenn die Geschichte sich wirklich so abgespielt, woran ja nicht im Mindesten zu zweifeln sei, nur die eine Möglichkeit bleibe, daß Herr Meiners, der Hypnotiseur, mit Fräulein Adelheid und ihrem Bräutigam verabredetes Spiel gespielt, und daß alle drei sich einen schlechten Scherz mit der Gesellschaft erlaubt hätten, wenn ihr ganzes Treiben nicht vielleicht gar noch verwerflicheren Beweggründen entsprungen sei. Aber Herr von Tenczin wollte diese Möglichkeit nicht zugeben; er erklärte sich so vollkommen von der Zuverlässigkeit der Theilnehmten überzeugt, daß er bereit sei, jede Bürgschaft für sie zu übernehmen.

Frau von Vorbeck hatte den kleinen Sturm, welcher der Erzählung folgte, scheinbar theilnahmlos vorübergehen lassen. Das Gespräch begann schon in andere Bahnen einzulenten, als sie sich plötzlich, und lebhafter als sonst ihre Art war, an Herrn von Tenczin wandte.

„Man darf wohl annehmen, Herr von Tenczin,“ fragte sie, indem sie ihm mit ihren dunklen Augen fest in das Gesicht sah, „daß Sie seit diesem Hamburger Erlebnis sich eingehender mit dem Hypnotismus beschäftigt, daß Sie selbst versuchten, das Experiment jenes Hamburger Hypnotiseurs nachzumachen.“

„In der That, gnädige Frau,“ gab Herr von Tenczin mit leichter Verbeugung zur Antwort, „ich glaube, daß ich mit einer für den Hypnotismus empfänglichen Person im Stande bin, alle die Dinge auszuführen, welche hier in Berlin Herr Hansen zum Beispiel und einige Andere für Eintrittsgeld zeigten.“

„Darum handelt es sich für mich nicht,“ sagte Frau von Vorbeck ernst. „Ich meine, ob es Ihnen geglückt ist, eine Psyche austreten und nach einem vorher bestimmten Orte wandern zu lassen?“

Herr von Tenczin zögerte nur einen Augenblick.

„Ich kann allerdings dafür nicht so unwiderlegliche Beweise bringen, als den vorher erzählten, gnädige Frau, aber ich selbst bin überzeugt, daß mir der Versuch mit besonders geeigneten Persönlichkeiten mehrmals geglückt ist.“

„So machen Sie einen Versuch mit mir,“ sagte Frau von Vorbeck, indem sie sich erhob, und in einem Tone, der von vornherein jeden Widerspruch ausschloß. „Sie sagten, es sei Gefahr dabei; ich nehme die Verantwortung auf mich. Schicken Sie meine Psyche auf das Schiff meines Mannes, — da sie etwas Körperloses ist, für das es weder Raum noch Zeit giebt, so ist der Weg von hier nach Zanzibar nicht weiter als von Hamburg nach Berlin.“

Während Fräulein von Wolkowka in die Hände klatschte und den Versuch sehr interessant fand, hatte Frau von Vorbeck auf einem Divan Platz genommen, auf den das helle Licht des Kronleuchters fiel.

„Es bedarf keiner weiteren Vorbereitungen,“ sagten Sie, Herr von Tenczin; bitte, wollen Sie Ihren Versuch beginnen?“

Herrn von Tenczin schien die Situation doch etwas unbehaglich zu werden. Er suchte augenscheinlich nach einer Ausflucht, aber seine Bemerkung, daß er ja noch gar nicht wisse, ob Frau von Vorbeck überhaupt für den Hypnotismus empfänglich sei, wurde von dieser kurz damit abgeschnitten, daß sie ihm sagte, er werde sich ja bald davon überzeugen können.

Der Hausherr und Geheimrath Boretius hatten ihre Partie wieder unterbrochen und waren zu uns getreten, die wir von der Fensterbank aus stille Beobachter spielten.

„Sie dürfen gut thun, gnädige Frau, sich ein wenig bequemer zurückzulehnen,“ sagte Herr von Tenczin zu Frau von Vorbeck, die ihrer Gewohnheit gemäß kergengerade saß, ohne die Rückenlehne zu benutzen, „denn wenn das Experiment glückt, dürfte es leicht eine halbe Stunde Zeit erfordern, und Sie würden sich nachher vielleicht ermüdet fühlen, als ob Sie wirklich eine große Reise gemacht hätten.“

„Ich sitze niemals anders,“ erwiderte Frau von Vorbeck ablehnend, „bitte, beginnen Sie nur.“

Herr von Tenczin zog einen Ring mit einem auffallend schönen Brillanten, dessen Feuer im Lichte des Kronleuchters in allen Farben spielte, vom kleinen Finger und gab ihn Frau von Vorbeck mit dem Bedeuten, sie möge denselben während einiger Minuten starr ansehen. Dann trat er zu uns und sagte im Flüsterton, er hoffe fest, daß das Experiment gelinge, denn er glaube in Frau von Vorbeck's Augen einen Schimmer entdeckt zu haben, der allen für den Hypnotismus besonders empfänglichen Personen eigenthümlich sei. Ich mochte ihm nicht widersprechen; in ihren Augen lag allerdings das Sehnsüchtige und Schwermüthige, das dunkle Augen häufig haben, aber ihre ganze Persönlichkeit zeigte einen so ausgeprägten, selbständigen und gefestigten Charakter, daß ich wahrscheinlich mich zu einer höheren Meinung von dem ganzen Wesen des Hypnotismus bekehrt haben würde, wenn es Herrn von Tenczin gelungen wäre, diese Frau in den Zustand gänzlicher Willenslosigkeit zu versetzen. Dennoch schien es Anfangs, als ob das consequente Anstarren des in allen Farben flimmernden Brillanten seinen ermüdenden Einfluß auch auf Frau von Vorbeck nicht verfehle; ihre klassischen Züge schienen mir ein wenig schlaffer zu werden, die ganze Haltung von ihrer Straffheit zu verlieren. Auch saß sie unbeweglich, als Herr von Tenczin an sie herantrat und mit kunstgerechten Strichen vor ihrem Gesicht auf- und niederfuhr. Als er aber glaubte, sie in hypnotischen Schlaf versetzt zu haben und über ihre Augenlider streichend ihren Kopf sanft rückwärts zu beugen versuchte, erhob sie sich plötzlich und ließ den Brillantring, den sie bis dahin in der Hand gehalten, auf das grüne Billardtuch fallen. Ich glaubte, beobachtet zu haben, daß bei der Berührung seiner Hand eine plötzliche Röthe in ihre Wangen stieg, und daß sie gewaltig ein unangenehmes Gefühl hinunterkämpfte.

„Sie hatten Recht, Herr von Tenczin,“ sagte sie dann mit klarer Stimme, indem sie sich mit ruhiger Würde wieder an der Seite der Hausfrau niederließ, „ich eigne mich nicht im Mindesten für diese Art von Experimenten. Vergeben Sie mir, daß meine heute nicht ganz feste Gemüthsstimmung, an der die Nachricht von dem längeren Fernbleiben meines Mannes die Schuld trägt, mich bestimmte, Sie zu bemühen.“

Herr von Tenczin konnte das Erstannen über den plötzlichen negativen Erfolg seiner Willens-Concentration nicht ganz unterdrücken, und innerlich war er gewiß Fräulein von Wolkowka dankbar, daß sie ihm mit ihrer Lebhaftigkeit ein wenig aus der Verlegenheit half. Die junge Dame war sonst sehr daran gewöhnt, sich als

den Mittelpunkt einer Gesellschaft zu fühlen, und es war ihr heute schon fast seit einer Stunde nichts anderes übrig geblieben, als Pose zu fügen. Sie ergriff also die günstige Gelegenheit, sich in Erinnerung zu bringen.

„Sie hatten Furcht vor der Seekrankheit, gnädige Frau,“ sagte sie in ihrem hartklingenden Deutsch, „oder Sie glaubten vielleicht, Ihre Psyche würde den Rückweg nicht finden. Lassen Sie mich versuchen; ich werde Ihnen Nachricht bringen über Ihren Herrn Gemahl, mit Gefahr meines Lebens, trotzdem er nicht werth ist, daß Sie sich um ihn kümmern, wenn er es erträgt, zwei Jahre und ein halbes von Ihnen getrennt zu sein.“

Ohne Herrn von Tenczin zu fragen, ob er bereit sei, das Experiment zu wiederholen, nahm sie den Brillantring vom Billard und setzte sich auf den Divan, auf dem Frau von Vorbeck vorher gesessen. Mit einer koketten Bewegung zog sie die Füße auf das Polster und drückte die Schultern in die Kissen der Lehne zurück.

„Wenn man eine weite Reise vorhat, muß man es sich bequem machen,“ sagte sie, indem sie noch einmal den Kopf lächelnd zu uns wandte. Jede ihrer Bewegungen war berechnet, sie vergaß sogar nicht, die Falten ihres schwarzen Kleides zu ordnen und noch einen Blick auf den Riesenstrauß von rothen Mohnblumen an ihrer Brust zu werfen; aber sie hatte Geschmack in ihrer Gefallsucht, und wenn auch nach deutscher Auffassung nichts Mädchenhaftes in ihrer Art lag, so erreichte sie doch, daß der Hausherr und Geheimrath Boretius mit einem wohlgefälligen Schmunzeln sich anschauten, um dann schnellig ihre Blicke dem pikanten lebenden Bilde wieder zuzuwenden. Auch Herr von Tenczin war bald ganz bei der Sache; er schien wirklich nicht ohne Erfahrungen auf dem Gebiete des Hypnotismus zu sein, wie es ja seine Art war, jeder nur denkbaren Materie für kurze Zeit sein ganzes Interesse zuzuwenden, als ob er die Absicht habe, ein Brodstudium darauf zu bauen, um dann plötzlich den Gegenstand seiner eifrigsten Studien wieder gänzlich fallen zu lassen. Die Hausfrau und Frau von Vorbeck führten leise ein Gespräch mit einander, das nur insofern zu dem erneuten Experiment in Beziehung stand, als es sich um den verlängerten Aufenthalt des Kapitans in den ostafrikanischen Gewässern drehte. Offenbar bemühte sich die erstere in ihrer lebenswürdigen Weise, die ein wenig peinliche Scene von vorn im Gedächtnisse ihrer Freundin zu verwischen.

„Es scheint wirklich, als ob Fräulein von Wolkowka sich für die Einwirkungen des Hypnotismus empfänglicher zeigte, als Sie, gnädige Frau,“ wandte sich Geheimrath Boretius nach einiger Zeit an die Damen und veranlaßte sie dadurch, einen Blick nach dem Divan hinüberzuwerfen. Herr von Tenczin trat eben ein wenig zurück, sodaß das Licht des Kronleuchters voll auf Fräulein von Wolkowka's Züge fiel. Ihre Augen waren geschlossen, ihre Brust hob sich langsam und regelmäßig, und ihr Gesicht zeigte auch den fast stupiden Ausdruck, den man bei allen Hypnotisirten findet. Aber ich erinnerte mich wohl, scheinbar Hypnotisirte, die diesen gleichen Ausdruck unverkennbar gezeigt hatten, in einer öffentlichen Sitzung plötzlich dem Hypnotiseur ein Schnippchen schlagen gesehen und gehört zu haben, wie sie unter dem Hohngeklächter des Publicums erklärten, daß sie sich mit dem Hypnotiseur nur einen Scherz gemacht hätten. Ich wurde den Eindruck nicht los, daß auch Fräulein von Wolkowka geschickt eine Rolle spielte, und war nur darüber im Zweifel, ob sie es darauf abgesehen hatte, Herrn von Tenczin oder Frau von Vorbeck zu blagüiren. Denn die Freude und das Erstannen, welches Herr von Tenczin äußerte, ein so vortreffliches Medium gefunden zu haben, waren zu ungeheuchelt, um annehmen zu können, er und Fräulein von Wolkowka hätten sich vorher auch nur durch einen Blick mit einander verstanden.

„Ich glaube, daß das Experiment mir geglückt ist,“ sagte Herr von Tenczin nach einigen Minuten. „Sehen Sie nur, auch die Lippen haben sich ein wenig geöffnet.“ Er wandte sich direct an Frau von Vorbeck. „Soll ich an Fräulein von Wolkowka die Frage stellen, wo sie sich gegenwärtig befindet?“

„Ich glaube nicht mehr an Ihre wandernde Psyche, Herr von Tenczin,“ erwiderte Frau von Vorbeck gleichmüthig, „aber fragen Sie immerhin.“

„Vielleicht findet Fräulein von Wolkowka Ihren Herrn Gemahl auch gerade einen Brief an Sie schreibend, gnädige Frau,“ flüsterte Geheimrath Boretius boshaft, „und wir können Original und Dictat nachher mit einander vergleichen.“

Herr von Tenczin warf ihm einen mißbilligenden Blick zu. Er nahm die Sache augenscheinlich ernsthaft, und ich begann, ihm im Stillen abzukibben, daß ich seine Hamburger Erzählung vorhin für eine Blüthe seiner fruchtbaren Phantasie angesehen hatte. Er war selbst dupirt worden, zu welchem Zweck, das blieb mir freilich unklar, weil er nach dem merkwürdigen Schlusse

seines Experimentes mit Fräulein von Wolkowska es immer ablehnte, auf jene Hamburger Geistergeschichte näher einzugehen.

Dieser seltsame Abschluß überraschte uns Alle, Fräulein von Wolkowska nicht ausgenommen, trotzdem sie gemeint hatte, uns etwas vorzuspielen. Herr von Tenczin war nämlich wieder zu ihr getreten, und indem er sie stark fixirte und seine Hand auf ihre Stirn legte, sagte er in strengem Tone zu ihr: „Sage uns, was Du siehst?“

Sie ließ ihn ein wenig lange auf ihren Reisebericht warten, sodas er sich gezwungen sah, seinen Befehl zu wiederholen.

„Wasser,“ sagte sie endlich lallend, „viel Wasser, nur Wasser! O, und wie heiß!“

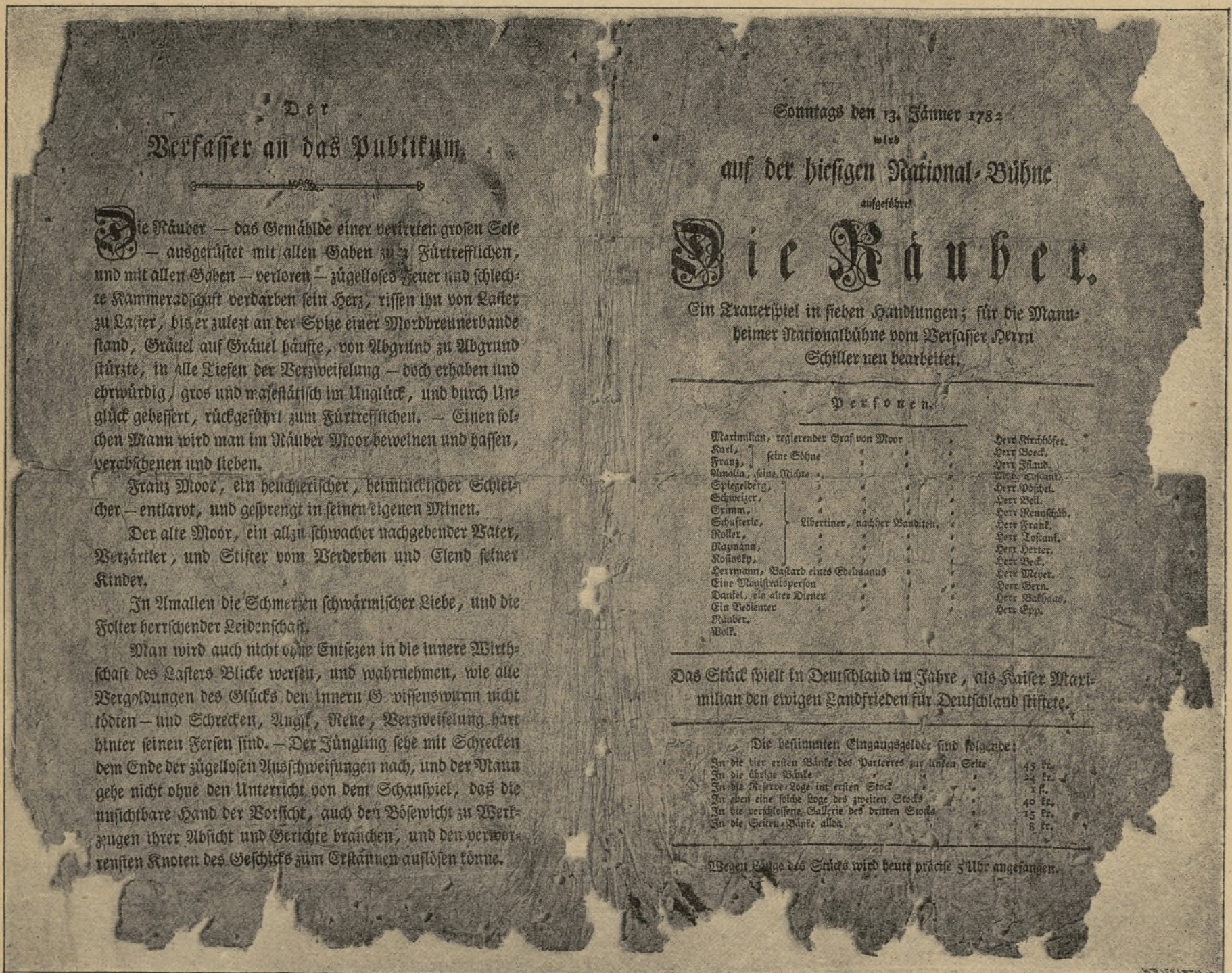
Marine-Offizier persönlich eine Depesche für sie gebracht, wurde sie todtbleich, und mit unnatürlich großen Augen schaute sie nach der Thür. Wir sprangen hinzu, um sie zu unterstützen, denn sie sah aus, als ob eine Ohnmacht sie anwandeln würde. Wir Alle hatten den Eindruck, daß die Depesche schlimme Nachrichten für Frau von Vorbeck enthalten müsse.

Da wurde der Diener durch einen Herrn in Marine-Uniform bei Seite geschoben, eine hohe, kräftige Gestalt mit gebräunten Zügen, aus denen ein Paar Augen so freudig bligten, daß man sofort wußte, er konnte nicht der Ueberbringer schlechter Nachrichten sein. Und Frau von Vorbeck hatte ihn kaum gesehen, als sie die Arme ausbreitete und auf ihn zuslog, mit einem Jubelrufe, so aus innerster Seele kommend, daß ich ihn niemals ver-

sich lächelnd an Herrn von Tenczin wandte: „Ich mache Ihnen ein Kompliment; es ist Ihnen schnell gelungen, Fräulein Olga's Psyche aus Ostafrika zurückzueitern.“

Natürlich wurde Kapitän von Vorbeck aufmerksam und fragte. Es wurde den Beiden keine Einzelheit erspart und auch des mißlungenen Versuches, Frau von Vorbeck zu hypnotisiren, geschah Erwähnung. Der Kapitän nahm die Erzählung mit gutem Humor auf, und als wir geendet, legte er den Arm um seine Gattin und zog sie zärtlich an sich.

„Deine Psyche konnte nicht wandern, mein Lieb-ling,“ sagte er, „weil sie immer bei mir ist, wo ich auch weilen mag.“



Facsimile des Theaterzettels zur ersten Aufführung der „Räuber“, am 13. Januar 1782.

Frau von Vorbeck zuckte die Achseln und wandte sich indignirt ab.

„Jetzt ein Schiff,“ fuhr Fräulein von Wolkowska fort, „noch ein Schiff! Eins, zwei, drei Schiffe!“

„Sie hat es gewußt, daß das ostafrikaniſche Geſchwader aus drei Schiffen beſteht,“ flüſterte Frau von Vorbeck der Hausfrau zu; aber es klang nicht mehr ganz gleichmüthig.

„Der Sturm, der Sturm!“ lallte Fräulein von Wolkowska. „Wie die Schiffe tanzen!“

In dieſem Augenblicke hörten wir haſtige Schritte im Nebenzimmer, lauter und geräuſchvoller, als die Dienſchaft ſonſt in dieſem Hauſe zu gehen pflegte, und ehe noch einer von uns die Störung verhindern konnte, ſtand ſchon ein Diener in der Thür zum Speiſezimmer.

„Gnädige Frau,“ ſagte er laut und eilig, indem er abwechſelnd von der Hausfrau zu Frau von Vorbeck blickte, „es iſt eine Depesche für Frau von Vorbeck angekommen, und ein Marine-Offizier hat ſie ſelbſt gebracht, und da dachte ich — — —“

Man hörte nichts weiter von ihm. Frau von Vorbeck hatte ſich jäh erhoben, und als ſie hörte, daß ein

geſſen werde. Sie hing an ſeinem Halſe und lachte und weinte; er ſtrich ihr mit der Hand liebeſend über das reiche Haar, und ſeine Stimme zitterte, während er mehrmals wiederholte: „Mein Weib, mein liebes Weib, hab' ich Dich endlich wieder!“

Dann löſte er ſanft ihre Arme von ſeinem Halſe und ſchaute ſich triumphirend in unſerem Kreiſe um, in dem ihm nur Fräulein von Wolkowska und Herr von Tenczin Fremde waren: „Die Ueberrafchung iſt mir gut gelungen, meine Herrſchaften, nicht wahr? Ich dachte es mir doch gleich, daß meine kleine practiſche Frau den Aufgäbe-Ort meiner Depesche überſehen würde, ſonſt hätte ſie wohl gewußt, daß Kiel nicht in Zanzibar liegt.“

„Es war ein böſer Scherz,“ ſagte Frau von Vorbeck, durch Thränen glücklich zu ihm aufſchauend, „aber er ſoll Dir verziehen ſein, weil ich Dich wieder habe.“

Wir begrüßten den Heimgekehrten herzlich, und der Hausherr ſtellte ihn Herrn von Tenczin und Fräulein von Wolkowska vor. Die Letztere konnte ihre Verwirrung nicht ganz verbergen, beſonders als der Hausherr

Nachdruck verboten.

Der erste Theaterzettel der „Räuber“.

Von Dr. Rudolph Genée.

Zu vorstehendem Facsimile.

Die Räuber! Die erste Ankündigung dieses Stückes wird man, im Rückblick auf jene Zeit, wie einen Kanonenschuß empfinden, wie das donnernde Signal für den Beginn einer revolutionären Epoche unserer dramatischen Dichtung. Damals aber konnte man es nicht ganz so auffassen, denn damals war es eben nur einer der stärksten Blitze, welcher nach längerem, schon seit Jahren großem Donner aus den Wolken flammte.

Die Schiller's epochemachendes Jugendwerk auf der Mannheimer Nationalbühne am 13. Januar 1782 zum ersten Male aufgeführt wurde, hatte das Stück schon eine kurze Geschichte hinter sich. Im Jahre 1781 hatte es der junge Regiments-Medicus bereits vollendet, aber seine Autorschaft sollte noch Geheimniß bleiben. In seiner Abhandlung „über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“, welche Schiller als Candidat der Medicin in der herzoglichen Militär-Academie zu Stuttgart bei einer öffentlichen Prüfung vortrug und welche 1780 gedruckt wurde, hatte er bereits die Kühnheit und das Selbstbewußtsein, auf sein



Eustiges Reiten. Von Wilhelm Diez. — Siehe Seite 87.

Ayuntamiento de Madrid

Stück hinzuweisen, indem er, um von den Seelenmariern, welche kranke Phantasien erzeugen, Beispiele anzuführen, nächst einem Hinweis auf Richard III., auch eine längere Stelle aus der großen Scene des Franz Moor citirte, wobei er aber, um die eigene Dichtung und seine Person zu maskiren, unter dem Text der Stelle scherzhafter Weise die Anmerkung machte: „Late of Moor, Tragedy by Krake, Act V. Sc. 1.“

Sowohl dieses Sichverbergen hinter einem nicht existirenden englischen Drama, wie auch die Zusammenstellung mit Richard III. läßt schon erkennen, aus welcher geistigen Bewegung das Stück hervorgegangen war. So wie „Götter von Verlöbungen“ aus der Shakespeare-Begeisterung hervorgegangen war, welche die jugendlichen Geister seit einer Reihe von Jahren ergriffen, und wie dieses Stück die „Epoche der Sturm- und Drang-Dichter“ eröffnete, so waren Schiller's Räuber der stärkste und revolutionärste Ausklang dieser Epoche.

Wir können an dieser Stelle selbstverständlich nicht eine literarhistorische Abhandlung über die „Räuber“ geben wollen, sondern nur einige Erläuterungen zu dem hier mitgetheilten ersten Theaterzettel des Stückes, der im Originaldruck seit kurzem sich in meinem Besitze befindet und wohl als eine der größten bibliographischen Seltenheiten gelten kann.

Nachdem die erste Ausgabe der „Räuber“ als Buch im Sommer 1781 noch ohne den Namen des Dichters erschienen war, hatte der um die Einführung Schiller's so hochverdiente Freiherr von Dalberg, kurpfälzischer Theater-Intendant in Mannheim, den Muth gehabt, das Stück zuerst aufzuführen. Aber erst setzte er sich, durch Vermittelung des Buchhändlers Schwan, mit dem Dichter in Verbindung, um denselben zuvor zu einigen Veränderungen zu bestimmen. Diese sollten zunächst mit Rücksicht auf die Bühnenvirkung gemacht werden, hatten aber zugleich den Zweck, etwaigen Zweifeln über die Moral der Dichtung zu begegnen. Mit diesen Veränderungen wurde das Stück zuerst in Mannheim aufgeführt, und so wurde es dann auch 1782 wieder gedruckt, mit dem Vermerk: „Neue für die Mannheimer Bühne verbesserte Auflage“. Gleichzeitig aber erschien auch ein Neudruck der ersten, bereits vergriffenen Ausgabe, in welcher nur die anstößigsten Dinge im Dialog verändert waren, oder, wie es in der Vorrede heißt, — „mit Vermeidung derjenigen Zweideutigkeiten, die dem feineren Theil des Publicums auffallend gewesen waren“. Nach dieser „zweiten verbesserten Auflage“ ist das Stück in die Gesamtausgabe der Schiller'schen Werke gekommen, während die Mannheimer Theaterbearbeitung für sich bestehen blieb.

Abgesehen von diesen Veränderungen im Stücke selbst war aber für die Mannheimer Aufführung dem Theaterzettel noch eine Proclamation des Verfassers an das Publicum beigelegt, durch welche dieser Theaterzettel noch ein ganz besonderes Interesse erhält. Auch diese Ansprache war auf Dalberg's Wunsch von Schiller für den Theaterzettel geschrieben, und von Dalberg in einigen Kleinigkeiten geändert worden. Die ursprüngliche Schiller'sche Fassung dieser Proclamation ist gleichfalls erhalten, und wir sehen aus der Vergleichung mit dem Theaterzettel, daß Dalberg einen kleinen Satz daraus wegnahm, welcher sogar die moralische Tendenz stärker betonte. In dem letzten Absätze vor den Worten: „Der Jüngling sehe mit Schrecken“, hieß es ursprünglich noch: „Der Zuschauer weine heute vor unserer Bühne — und schaudere — und lerne seine Leidenschaften unter die Gesetze der Religion und des Verstandes beugen.“

Form und Geist der ganzen Proclamation zeigen die gährende Jugendkraft und Ueberdramatik des Dichters, neben welcher allerdings das Bemühen, die richtige Auffassung der Dinge seitens des Publicums zu fördern, sich etwas fassbar ausnimmt. Solche erläuternde oder auch lobpreisende Ankündigungen auf dem Theaterzettel waren übrigens in damaliger Zeit nichts Seltenes. Auch in Berlin, zu Döbeline's Zeiten, wurden sie häufig bei neuen Stücken angewendet, so z. B. auch bei der ersten Aufführung von Goethe's Götz, 1774. Aber solche Ankündigungen gingen sonst von den Directoren aus, während bei den Räubern der Dichter selbst es war, der für sein Stück zum Publicum sprach.

Auf dem eigentlichen Theile des Zettels, der die Personen des Stückes aufzählt, wird dem Leser zunächst die unter dem Titel gemachte Angabe, „in sieben Handlungen“ auffallend sein. Eine interessante Notiz darüber erhalten wir von Schiller selbst in einem Berichte, den er am 15. Januar seiner Selbstkritik in dem „Wittenbergischen Repertorium der Literatur“ anonym in einem Anbange beifügte. Um über den Verfasser zu täuschen, hatte er diesen mit A. unterzeichneten Bericht über die Mannheimer Aufführung aus Worms datirt. Darin heißt es: „Unmöglich war's, bei den fünf Akten zu bleiben; der Vorhang fiel zweimal zwischen den Scenen, damit Maschinen und Schauspieler Zeit gewannen; man spielte Zwischenakte, und so entstanden sieben Aufzüge.“

Ueber die Darstellung, sagt Schiller in demselben Berichte, daß ihm der junge Jffland als Franz Moor am vorzüglichsten gefallen habe, und fragt prophetisch hinzu: „Deutschland wird in diesem jungen Manne noch einen Meister finden.“

Es mag hier noch darauf hingewiesen sein, daß von den auf dem Zettel genannten Darstellern nicht nur Jffland ein hervorragender und überaus fruchtbarer Schauspieler-Dichter wurde, sondern daß auch noch zwei andere, — die Darsteller des Schweizer und des Kosinsky: Beil und Beck, — später als Verfasser beliebter Theaterstücke sich hervorthaten. Beil als Schweizer wird von Schiller in dem erwähnten Berichte besonders gerühmt, während ihm Beck als Karl Moor für die Rolle nicht groß genug war. Man ersieht ferner aus dem Personen-Verzeichnisse, daß in der Mannheimer Theater-Bearbeitung die komische Person des Vaters, aus Rücksicht auf die Geistlichkeit, in eine Magistrats-Person umgewandelt worden war. Herr Gern, der dieselbe spielte, wurde später durch Jffland nach Berlin gerufen; er war der Vater des später so beliebten Komikers und galt selbst als ein guter Sänger und Schauspieler.

Die vorstehenden kurzen Mittheilungen mögen darthun, daß nicht allein Bücher, sondern auch Theaterzettel Anspruch haben, als historische Documente für Literatur-Geschichte zu gelten. Für den Liebhaber werden sie aber an Interesse gewinnen, wenn sie auch in der historischen Farbe und im Gewande ihrer Zeit vor uns erscheinen, sozusagen als „klassische Zeugen“. In solchen Dingen wirkt oft das Vergangene lebendiger, als das Gegenwärtige. Als solche klassische Zeugen haben aber wohl nicht viele eine gleiche Wichtigkeit, wie dieser Räuber-Zettel, mit welchem der populärste deutsche Dichter dem großen Publicum zuerst auf jenem Boden verknüpft wurde, von welchem aus er mit Sturmesgewalt in die Höhe wuchs, und dem er bis an sein Ende treu geblieben war: auf dem Boden des Theaters. Von diesem Räuber-Zettel mit seiner, wie aus einem moralisirenden Delirium erspringenden

Ansprache an das Publicum werden kaum mehr als zwei Exemplare existiren. Selbst das Mannheimer Archiv hat ihn nur unvollständig, ohne die Proclamation; das Stuttgarter Theater besitzt ihn gar nicht. Nachdem ich in den Besitz des einen Exemplares gelangt bin, wird die getreue Reproduktion, bei der das Original auf etwa die Hälfte verkleinert worden ist*), sicher Vielen willkommen sein.

*) Beim Original-Zettel ist der Schriftsatz jeder der beiden neben einander stehenden Seiten 27 Cent. hoch und 15 Cent. breit. Ein in neuerer Zeit gemachter Neudruck des Zettels ist mit neuen Typen ausgeführt, die von den Charakteren des Originalen sich bedeutend unterscheiden.

Nachdruck verboten.

Zur Erziehungs-Frage.

Von J. von Brun-Barnow.

Man wird auch von dem Zustande der arabischen Unschuld gelesen, wo die unverdorrene Natur, ohne den Beistand der Wissenschaft, ohne eine geregelte, aufmerksame Erziehung gute und glückliche Menschen erzog, so wissen wir ebenso nach eigener Ueberzeugung, daß ein derartiger Zustand im Gebiete der Dichtung seine Quelle hat, und die vorherrschenden Züge in einer ungebildeten Menschenklasse Rohheit und Grausamkeit sind, welche bei der geringsten Herausforderung den Leidenschaften freien Spielraum lassen.

Nicht früh genug kann mit der Erziehung des Kindes, der Sorge um eine richtige körperliche und geistige Pflege begonnen werden. Eine bloß instinctive Liebe der Mutter reicht hierbei nicht aus. Der Instinct, welcher die niedrigeren Geschöpfe erhält, bedarf keiner Ausbildung, aber der Verstand, welcher nothwendig ist, um dem Kinde die ihm allein zuträglichste körperliche und geistige Pflege angedeihen zu lassen, bedarf der Entwicklung. Fast jeder weibliche Charakter, wenn er dem Berufe einer Erzieherin aus innerem Lebensdrange folgt, incliniert zur Pflege, zur Erziehung des Kindes und häufig, wo auch Nichtmütter in die Lage gekommen, Opfer aller Art zu bringen, ihre Leibes- und Seelenkräfte zum Nutzen anvertrauter Kinder zu üben, liefern sie hierfür den Beweis. Es ist die Erziehung der Jugend eben eine Pflicht, wie irgend eine andere, und wer sie mit dem Berufe auf sich genommen, der hat sie zu erfüllen. Die Segnungen der Gesundheit des Körpers, des Gemüthes und des Geistes lassen sich am einfachsten erreichen, wenn wir in Uebereinstimmung mit den Naturgesetzen handeln und um diese befolgen zu können, müssen wir sie kennen lernen. Ohne Kenntniß dieser Gesetze kommt das treueste Mutterherz in Gefahr, das Wohl ihrer Lieblinge auf falschem Wege zu suchen. Der Verstand, mit dem die Frau so gut wie der Mann ausgestattet wurde, ist zur Uebung und zum Gebrauche bestimmt und darf nicht unbenutzt darnieder liegen.

In allen häuslichen Angelegenheiten wird die Wirksamkeit der Frau durch Intelligenz erhöht. Sie wird richtiger denken und voraus sorgen, den Vorgängen des Lebens besser gewachsen sein, verbesserte Wirtschaftsmethoden einführen und in geschulter geistiger Kraft die Erziehung ihrer Kinder mit Umsicht und Verstand leiten. Die gänzliche Hilflosigkeit der Jugend ist eine kurze, vorübergehende und wer sich Gelegenheit genommen, zu beobachten, wie frühzeitig die geistige Entwicklung des Kindes beginnt und es anfängt, den Stoff für künftigen Gebrauch einzusammeln, wird auch zu beurtheilen vermögen, wie wichtig daher die ersten Eindrücke sind, die ein Kind in seiner Jugend erhält. Vermögen wir auch in späteren Jahren nicht immer anzugeben, unter welchen Umständen dieser oder jener Einfluß auf uns ausgeübt worden ist, so wird er doch seine Wirkung auf die Bildung unseres Charakters nicht verjagen, und somit ist das Beispiel der Eltern von unendlicher Wichtigkeit. Fröbels Ausspruch: „Kommt, laßt uns unseren Kindern leben!“ umschließt das höchste Wissen und Schaffen des menschlichen Seins; denn in dem Kinde ruht immer ein Stück Zukunft; — ein Stück Weltgeschichte. — Die Kraft des Volkes liegt in der Jugend; das heranwachsende Geschlecht bildet einen der wichtigsten Faktoren in unserem Staatsleben. Leider sieht unsere heutige Jugend nicht so aus, wie man wünschen möchte. Und woran liegt die Schuld? An der Erziehung, an dem Mangel an Pflichttreue, dem Leichtsinne der Eltern, welche in dem Genuße des Lebens ihre Hauptbefriedigung suchen. — Der Lehrer allein kann die Jugend nicht erziehen; die Eltern müssen ihm in die Hand arbeiten. Des Lehrers Hauptaufgabe ist, das Kind zu unterrichten, die Hauptaufgabe der Eltern dagegen ist die Erziehung durch Wort und Beispiel. Das innige Zusammenleben von Eltern und Kindern, das ist die Seele der häuslichen Erziehung! Die Mutter Goethe's weckte den Genius ihres Sohnes durch ihre allabendlichen Erzählungen, ihren innigen Verkehr mit ihm und ihre Theilnahme an seinen Interessen. So soll es sein. — Die Mutter soll nicht allein die Mutter, sondern die Freundin, die Vertraute ihrer Kinder werden, der Vater soll ihnen an langen Winterabenden erzählen von den Heldenthaten der Weltgeschichte und auf gemeinsamen Spaziergängen sie auf die Schönheiten der Natur und das Leben und Weben in derselben aufmerksam machen. Auch an ihren Spielen sollten sie hin und wieder Theil nehmen, oder mindestens die Kinder dabei beobachten. Der Wahl des Spieles, der Art ihrer Unterhaltung haften meist das natürliche Streben an, die Beschäftigung der späteren Jahre vorzubilden. Es giebt instinctartige Unterschiede in den Unterhaltungen der Kinder verschiedenen Temperamentes, welche oft eng mit der Wahl ihres künftigen Berufes verbunden sind und die, wenn richtig beobachtet und angeleitet, die Leistungsfähigkeit des Menschen verdoppeln; denn da, wo er mit ganzer Kraft seiner Neigung und Fähigkeit folgen darf, läßt sich mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß er Dichtendes leistet. Doch leider werden die Väter und Mütter immer seltener, die eine derartige Aufmerksamkeit der Entwicklung ihrer Kinder schenken. Der Mann findet es anregender, seine Unterhaltung außer dem Hause zu suchen, die Frau bequemer, die Kinder sich selbst oder unzuverlässigen Diensthofen zu überlassen. Und das nicht allein. Wie oft kommt es vor, daß die Eltern in Gegenwart der Kinder den Unterricht des Lehrers, ohne ihm jemals beigewohnt zu haben, tabeln. Man raisonnirt in des Kindes Gegenwart auf Schule und Staat, tabelt deren Einrichtungen, und kommt das Kind nach Hause und erzählt begeistert von den biblischen Geschichten, dem Leben vortrefflicher Männer, da kommt nur zu oft der eifrige Hauch des Unglaubens und setzt selbst in die junge Menschenkopse den häßlichen Sturm

des Zweifels, des Mißtrauens. Ist auch die Erde reich an betrogenen Hoffnungen, schmerzlichen Enttäuschungen, so halte man doch des Kindes empfängliches Herz von Zweifel und Unglauben frei und erziehe es in dem Geiste des großen Kinderfreundes, der da sprach: „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott in ihm!“ Mit einem für Liebe empfänglichen Herzen erhält der Mensch selbst bei schweren Erfahrungen sein Gemüth frei von Bitterkeit und Neid und blickt gläubig nach den Sternen. Sieht auch der Zauber einer Sternennacht, der in stiller Majestät dahin gleitende Mond, keinen Ersatz für betrogene Hoffnungen und zerstörte Illusionen, so erhält sich ein gläubiges Herz doch den Sinn für die reichen Schönheiten der Natur und findet Erhebung und Trost in ihnen.

Auch die Sorge um das „Einf“ halte man fern; Gott hat in seiner Weisheit vor unseren Augen nicht ohne Absicht die Zukunft verhüllt. „Unser täglich Brod gib uns heute!“ ist die Bitte, welche uns Christus gelehrt hat. Soll aber der Segen von heute mit schwerem Geiste empfangen werden, weil wir nicht wissen, was uns der morgende Tag bringt? Es ist genug, daß jeglicher Tag seine eigene Plage habe, und deshalb sollen wir unser und unserer Kinder Gemüth nicht mit der Sorge um den kommenden trüben. Kurz genug ist der holde Traum der Kindheit, das sorgenlose Kinderleben; ungerufen tritt der Ernst, die Erfahrung an die kaum erblühte Jungfrau, den kaum entwickelten Jüngling heran. Der Kampf um's Dasein zieht Jeden mehr oder weniger in die Arena des Lebens; aber wir bestehen ihn besser mit freiem, offenem Kopf und Herzen, als mit bangem, grübelndem Sinne. Sicher und durch nichts zu rauben ist der Sonnenschein der Kindheit, den wir unseren Kindern in liebevoller Fürsorge so ungetrübt wie möglich erhalten sollen. — Die Mutterliebe ist der große, innige Pulsschlag alles Lebens, und alle Völker sind reich an Sprichwörtern auf die „gute Mutter“. Der Deutsche sagt von ihr: „Muttertrenn' wird täglich neu“. — Was der Mutter in's Herz geht, geht dem Vater nur an's Knie. Der Russe: „Das Gebet der Mutter holt vom Meeresgrunde herauf“. Der Indier: „Wenn die Mutter stirbt, löst sich die Familie auf“, — und was die Mütter leiden müssen, drücken die Italiener mit den Worten aus: „Mutter will sagen Märtirerin“.

Großes hat das Frauenherz geleistet, wo die Mutterliebe die Triebfeder war, aber wie auch das Schönste und Edelste in das Gegentheil verkehrt werden kann, so auch läßt sich das Mutterherz leicht nach Seiten hinlenken, wo es statt Segen Unheil schafft und Menschen erzieht, oder richtiger gesagt: verzieht, welche sich und Anderen zur Last leben. Hand in Hand müssen Eltern in der Erziehung ihrer Kinder gehen und in Uebereinstimmung dieselbe lenken. Aber diese Uebereinstimmung ist es, die leider häufig fehlt, und was der Vater an Strenge zu viel thut, das schadet die Mutter durch Nachsicht. Wie soll aber die Liebe, diese Eltern- und Mutterliebe, beschaffen sein, damit sie zum Segen werde? so höre ich manchen meiner freundlichen Leser fragen. Ja, im Ganzen bleibt die Frage immer eine offene, so viel darüber auch geschrieben worden und geschrieben wird. Wir stehen mit derselben vor dem größten Welträthsel, ohne es ganz und rein lösen zu können. Während wir Anderen Lebensregeln ertheilen, strauchelt vielleicht soeben draußen in der Welt unser eigenes Kind, das wir mit Sorgfalt und Liebe groß gezogen, das aber trotz alledem im Kampfe mit den Versuchungen unterliegt. Wir hören im Leben von verborgenen Schätzen erzählen, von Reichthümern, welche auf dem Grunde des Meeres, im Schoße der Erde ruhen, die der Menschenvorstand zu heben sich anstrengt. — Solche verborgenen Reichthümer birgt die noch unentwickelte Seele des Kindes, und unsere Aufgabe bleibt es, sie aus ihrer Verborgenheit empor nach dem Lichte zu ziehen, die Perle in der Muschel zu suchen, — den Diamanten zu schleifen, — das edle Metall des Geistes von häßlichen Schlacken zu befreien; die weitere Entwicklung müssen wir der Schule der Erfahrung überlassen, in welche der Fürsicht Hand den Menschen führt.

Nachdruck verboten.

Aus dem Frühjahrsleben Konstantinopels.

Konstantinopel, Ende April.

„Den Geruch beraucht der Flieder,
Und Jasmin duften wieder;
Und der Lil, der fette Freier,
Voll den Knospen ihre Wieder...“

Nur wenig schöner Tage bedarf hier bei uns der Frühling zu seiner Wiedergeburt. Wenn das Erdreich durch die anhaltenden Winter-Regen gefättigt ist, dann treibt die erwärmende Lenzsonne unglaublich schnell die Säfte in die Wurzeln, die Weiden schmücken sich, Bäume und Sträucher ergrünen, rothe Blüten umspinnen die Äste des Firsichbaumes, kräftiger umschlingt der liebende Cyphen die Cyperse, duftende Sträucher, blau und weiß, bietet der Flieder, und von tauendjährigem Gemäuer hängt die Glorie ihre blauen Blüthentrauben, deren Gerüche ein befruchtender Süd einflüßet.

Wer nur im Herzen den verjüngenden Odem spürt, der schickt sich an zum Preise des Höchsten. „Auf nach Mekka!“ lautet die Losung des frommen Aufstrebenden; er greift zum Pilgerstabe, um dem Drängen seines Herzens und dem Gebote des Propheten zu folgen, das ihn durch die Wüste nach heiliger Stätte rufte.

Ein großartiges, festliches Ereigniß bietet die Abfahrt der heiligen Karawane, welche die Geschenke des Sultans und seine frommen Wünsche mitnimmt, um sie am Grabe des Propheten niederzulegen. Um dem Abmarsche des Pilgerzuges beizuwohnen, welcher die Hauptstadt am fünfzehnten Tage vor Beginn des Ramadan verläßt, begeben wir uns nach dem Yildiz-Kiosk, der auf der Höhe von Beşiktaş am Bosporus gelegenen Residenz des Sultans. Die breite, staubige Straße, welche von Topkapı, der am nördlichen Ende des Hafens sich ausbreitenden Vorstadt, den Bosporus auf europäischer Seite begleitet, ist schon in den Morgenstunden belebter als sonst; die Wagen der Tramway sind überfüllt, zahllose Droschken wirbeln Staub auf, und Gruppen Neugieriger, fremder und einheimischer, ziehen hinaus. Von Beşiktaş an bildet Militär-Spazier bis auf die Höhe von Yildiz. Immer dichter wird die Menschenmenge; die schmalen Trottoirs hinter den Soldaten sind überfüllt. Aus jedem Fenster lugt die Neugier. Die Mauern, welche die Straße bergan begleiten, sind bis auf das letzte Fleckchen von Zuschauern besetzt. Wo in der Welt bietet sich eine seltsamere, farbenreichere Parade! In Gruppen und langen Reihen hocken türkische Frauen in ihren schillernden

Seidenmänteln unter buntenfarbigen Sonnenschirmen; Männer in den verschiedensten Trachten sind zu Tausenden zusammengeköpft und belagern die Straße. Aber auch auf den mit frischem Grün bewachsenen Abhängen sitzen unter aufgespannten Schirmen verschleierte Türkinen: wenn sie jung und schön sind, gleich lieblichen Gruppen von Sonnenröschen, — gleich einer Versammlung giftiger Bilze die alten. Ja, sie sind giftig. Nahtst du dich mit verwegendem Blicke solcher Gruppe, so löst Bilzmütterchen eine Galoische vom Fuße und schwingt sie auf dein Haupt.

Zuckerverkäufer haben ihren Stand, einen großen Blech- oder Holzsteller auf einem Dreifuße, überall aufgeschlagen; Wasserverkäufer kirkren mit Gläsern und preisen die Quelle, aus der sie schöpfen.

Der im Sonnenschein blinkenden weißen Moische Sultan Hamid's gegenüber steht das Wachtthaus, in welches wir als begünstigte Zuschauer eingelassen werden, nachdem wir uns durch das Menschengewühl durchgeschoben haben.

Wir erblicken einen langen Zug von Priestern, die, vom Gebete kommend, eben das Gotteshaus verlassen; meist alte, bärte Männer von ehrwürdigem Aussehen, in langen, grün- oder gelben Gewändern mit breiten, goldgestickten Ärmeln. Ein grüner, mit ansehnlichen Goldstreifen umwundener Turban bedeckt ihr Haupt; tiefes Schweigen ruht auf ihrem Antlitze; auf gefurchten Stirnen liegt frommer Ernst, und fast finstern blickt das Auge. Mit abgemessenen Schritten bewegt sich die feierliche Schar nach dem Kiosk des Sultans. Dort, vor den Fenstern des Großherrs, profanen Augen verborgen, vollzieht sich nun die Ausrüstung der Karawane. Zunächst begeben sich die Pilger und diejenigen Priester, welche jene leiten, in ein großes Zelt und halten dort gemeinsame Mahlzeit, Weg- und Ruhepause. Dann tritt der Scheich al Islam unter sie und erteilt ihnen seinen Segen. Die jetzt zur Reise geistig und leiblich gestärkte Gesellschaft versammelt sich nun vor den Fenstern des Großherrs. Seine Majestät winkt einen freundlichen Abschiedsgruß, die Pilgrime verneigen sich bis zur Erde, und alsbald erscheinen gegen dreißig Abgeordnete des Sultans und überreichen den Führern der Karawane in weiß- oder roten, mit grünen Schnüren geschlossenen Beuteln Geldgeschenke; jenen folgt auf dem Fuße eine lange Reihe von Rüstern; auch sie bringen Gaben für Mekka. Nachdem nun die beiden Kamele und über dreißig Maultiere beladen sind, werden die ersten in dem Sande umhergeführt, der in großen Mengen im Parke vor dem kaiserlichen Palaste angehäuft wurde, um so den beschwerlichen Marsch durch die Wüste zu vereinfachen. Nach dieser Ceremonie werden die Thiere angehalten, man breitet Gebetssteppiche vor ihnen aus, die Priester richten ihr Angesicht nach Osten, und noch einmal segnet der Scheich al Islam; hierauf verläßt die Karawane den Park und wird jetzt erst den Blicken der schaulustigen Menge sichtbar. An der Spitze der Karawane schreiten die Priester, die sie zum Sultan geleiteten; vor dem Schlosse wird angehalten, und die Jnams besteigen die weißen Rosse, welche dort mit goldgestickten Sätteln ihrer warten. Der Zug setzt sich in Bewegung durch die endlose Menschenmenge, die vom Militär nur mit Mühe, aber energisch, in Ordnung gehalten wird. Mit Hippenstößen und Peitschenhieben werden Vordrängende in die Schranken zurückgewiesen. Die beiden Kamele an der Spitze der Karawane tragen weit über die Köpfe der Menge. Mit glänzenden Metallteilen sind die Thiere ausgestattet und seidenen Nasenbinden hängen von ihren goldschimmernden Decken. Das Erste wiegt auf seinem mit kostbarem Teppich bedeckten Rücken ein Zelt, angefüllt mit allerlei Schätzen und verhängt mit gold- und silberdurchwirkten Tüchern von großem Werthe; das zweite trägt auf einer Unterlage von seidenen Decken einen thurmartigen Aufbau, wunderbar anzuschauen, mit aufgesteckten Frauenwedeln und wallenden Straußfedern. Dieser abenteuerliche Aufputz soll den bösen Geist von der Karawane abschrecken. Den Kamelelen folgen Soldaten, deren Gesang von den dumpfen, gleichmäßigen Tönen zweier Topftrömmeln begleitet wird.

Blötzlich steht der Zug; mitten in der Straße zerschneidet sich die Menge: zwei Araber mit krummen Säbeln und kleinen, tellergroßen Metallhülsen bewaffnet, stürzen sich zu wildem Zweikampfe auf einander, nachdem sie zuvor durch Aufschlagen der Säbel auf die Schilde Aufmerksamkeit erregt haben. Bald vor, bald rückwärts springen die Weiden zu Angriff und Abwehr, in raschen, behenden Schlägen erklingen die Waffen. Dieses Schauspiel, welches man für einen meisterhaft ausgeführten Waffentanz halten könnte, stellt den Angriff der Karawane durch Räuber und die erfolgreiche Vertheidigung derselben durch den Führer dar. In der That eilen jetzt mit langen Stöcken versehen Pilger unter Lärm zur Unterstützung des Angegriffenen herbei. Der Kampf hat sein Ende, und die Menschenmenge wälzt sich weiter.

Ein Trupp Soldaten schreitet einer von zwei starken Maultieren getragenen Sänfte voran; diese ist aus braunem Holze kunstvoll gefertigt und gleicht einem zierlichen Pavillon. Drei Fenster desselben öffnen sich zu beiden Seiten, eines nach vorn und ein acht nach rückwärts; sie sind sämmtlich mit üppigen Vorhängen versehen. Vergoldete Säulen tragen das zierliche Dach der Sänfte, auf dessen Giebel ein goldener Halbmond glänzt. Auf den schwellenden Kissen dieses prunkhaften ausgestatteten Tragesessels sitzt ein Knabe, ein kaiserlicher Prinz; er repräsentirt seinen Papa, den Sultan, der im Geiste die Karawane begleitet. Es folgt nun ein langer Zug schwerer bewaffneter Maultiere, deren jedes nebst zwei Kisten noch ein vierfüßiges, mit Strauß- und Frauenfedern aufgeputztes Gestell trägt. Auch ihre Lasten bedecken kostbare Shawls, und die sonst nur gemeiner Arbeit gewohnten Mäuler schreiten mit fest aufgerichteten Ohren rüftig vorwärts, als wären sie eitel auf die hervorragende Rolle, zu der sie auserlesen sind.

So bewegt sich ein phantastischer Zug von der Höhe hinab dem Meere zu, und die Sonne spendet der belebten Landschaft eine vortheilhafte Beleuchtung.

Endlich verkünden Kanonenschüsse die Einschiffung der Karawane nach Scutari; dort verweilt sie einige Tage und benutzt dann ein Spezialschiff zur Weiterfahrt bis Beirut. Von hier zieht sie nach Damas, woselbst sich ihr die Wallfahrer aus anderen Orten des türkischen Reiches anschließen, um mit ihr die beschwerlichen des Marsches durch die Wüste zu theilen.

Die Geschichte erzählt uns von manchen Ueberfällen, die die heilige Karawane in früheren Zeiten zu erdulden hatte. Unter der Statthalterchaft Passans von Aegypten wurde sie im Angesichte Mekka's ausgeplündert. Vor nicht ganz zweihundert Jahren mußten die Pilger von Stambul den sicheren Durchzug durch die Wüste mit hundertehtausend Pfosten von den rüberischen Beduinen erkaufen und der Führer einer Karawane, der deshalb in Konstantinopel Beschwerde führte, büßte für dieselbe mit seinem Kopfe. Dagegen verlor der

Araber-Scheich Beni Harb, welcher 1758 die Pilger angriff, im Kampfe mit ihnen sein Leben. Auch heute noch ist eine Wallfahrt nach Mekka ein gefährvolles Unternehmen, und wer sich daran betheiligen will, der ist gehalten, zuvor seine Familien-Verhältnisse zu ordnen und das Vermögen seiner recht-mäßigen Frau sicher zu stellen.

Wenn aber die Karawane endlich auf dem Hügel vor Mekka Halt macht, um die Opferkase zu schlachten, dann erheben die Pilgrime ihr Angesicht, von der Wimper tropft die Thräne, und die entzückte Seele strömt über: „Allah il Allah! Mahomed rajul Allah!“ Gottfried Albert.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Kronprinzessin Wilhelmine von Holland. Siehe das Bild, Seite 81. — Seit Monaten liegt der greise König der Niederlande, Wilhelm III., auf dem Krankenlager, immer wieder die Aerzte in Erstaunen setzend durch die Fähigkeit, mit welcher seine kräftige Natur dem unheilbaren Siedthume Widerstand leistet. Aber nur dem Namen nach ist er noch König; die Regierungsgeschäfte führt an seiner Stelle der Regentkronprinz, und diese aus den Notabeln des Landes zusammengesetzte Körperschaft wird auch an der Spitze des Landes bleiben, wenn König Wilhelm III. das Zeitliche gesegnet hat. Denn Kronprinzessin Wilhelmine, das einzige noch lebende Kind des Königs aus seiner zweiten Ehe mit Königin Emma, Tochter des Fürsten Georg Victor von Waldeck und Pyrmont, — zwei Söhne aus des Königs erster Ehe sind Ende der siebziger Jahre gestorben, — Kronprinzessin Wilhelmine, die Erbin der niederländischen Krone, vollendet erst am 31. August d. J. das neunte Lebensjahr. Sie wird also das dritte königliche Kind in Europa sein neben dem Könige von Spanien und dem Könige von Serbien, das die Last einer Krone trägt. Glücklicherweise wird der jugendlichen Kronprinzessin Königin Emma, unter deren treuer, mütterlicher Obhut die künftige Königin der Niederlande aufwächst, auch die Last dieser Krone tragen helfen, da nach dem Ableben König Wilhelms III. seine Gemahlin an die Spitze des Regentkronprinzthums tritt. Bekanntlich trennt sich das nur durch Personalunion mit den Niederlanden verbundene Großherzogthum Luxemburg nach dem Tode des Königs von demselben, da die weibliche Linie in Luxemburg nicht erbberechtigt ist und geht an den ehemaligen Herzog Adolf von Nassau über, der thatsächlich die Regierung des Großherzogthums bereits jetzt übernommen hat. Nicht unmöglich aber ist es, daß beiden Ländern in absehbarer Zeit eine Wiedervereinigung bevorsteht, da nach erreichter Volljährigkeit der jetzigen Kronprinzessin Wilhelmine eine eheliche Verbindung derselben mit dem bisher noch unermählten Thronerben von Luxemburg, dem am 22. April 1852 geborenen Erbprinzen Wilhelm von Nassau, in Aussicht genommen sein soll.

Luftiges Reiten. Von Wilhelm Diez. Siehe das Bild, Seite 85. — Ein Bild des Münchener Akademie-Professors Wilhelm Diez erinnert unwillkürlich an die besten niederländischen Meister. Seine Figuren zeigen dieselbe, ein wenig derbe Gesinntheit, und ein drastischer, ungeheurer Humor spricht aus den meisten seiner Szenen. Unser Bild giebt eine vortreffliche Anschauung von der Eigenart des Meisters, der auch in seiner Farbengebung der Natur so nahe wie möglich zu kommen und sie vor Allem ungeschminkt wiederzugeben sucht. Es ist ein luftiges Reiten zu Zweien auf dem Rücken desselben Pferdes, den laut bellenden Hund zur Seite; und für die zu Markte ziehende Schöne hat das Angenehme auch noch sein Nützliches, — sie kommt trockenen Fußes durch das Gewässer, das ihren Weg kreuzt.

Die Pariser Revue „L'Art“ äußert sich über die von Frau Frieda Lipperheide in Berlin gesammelten und herausgegebenen „Muster altitalienischer Leinwanderei“ (Berlin, Verlag von Franz Lipperheide) wie folgt: „In Deutschland unternahm Frau Frieda Lipperheide, nachdem sie sich mit dem vollsten Erfolge mit altitalienischen Stickeremustern beschäftigt, in dem gleichen Sinne eine prachtvolle Publication, welche die altitalienische Kunst der Stickererei behandelt. Eine streng gewissenhafte und eingehende Methode, große Klarheit der Erläuterung, außergewöhnliche Gewissenhaftigkeit in den geringsten Einzelheiten, sowie gründliche Kenntniß und Beherrschung des Gegenstandes bedingen den Hauptwerth dieses schönen Werkes, das sich in seiner vortrefflichen Ausstattung als ein Monument der echten Kunst und des guten Geschmacks giebt. Der belehrende und erklärende Theil des Werkes steht in seiner Weise hinter dem historisch-jurid. Niemals vielleicht hat es einen geschickteren und practischeren Commentar gegeben für Stickermuster, die in so ausdrucksvoller Weise dargestellt worden sind, und niemals hat man die Technik einer Kunst mit ihren tausend Geheimnissen und ihren unzählbaren handwerksmäßigen Vorschriften in einer Serie so logischer und gründlicher Abhandlungen erläutert.“



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gefällig gezeichnet sind.

Der Herrnschrank. — Wenn ich mir erlaube, den Lesern der Illustrirten Frauen-Zeitung ein neues Möbel mit einem neuen Namen vorzuführen, so bestimmt mich hierzu nicht nur die eigennützige Absicht, der Männerwelt zu helfen, sondern zugleich der Wunsch, dem Schaffensstriebe unserer Frauenwelt ein neues, nicht unwürdiges Ziel der Kunst-Bethätigung zur wohlwollenden Beachtung beschiedentlich zu unterbreiten.

Natürlich ist dies neue Möbel nicht neu, sondern wie Alles, schon da gewesen; es steht sogar sichtlich vor Aller Augen in unserem Kunstgewerbe-Museum, aber eher der Typus reif ist, in ein modernes Zimmer seinen Einzug zu halten, bedarf es wie immer noch einer gewissen Zutufung.

Dieses Möbel ist weiter nichts, als eine Waschk-Vorrichtung in Verbindung mit einem Schranke mit verschiedenen Abtheilungen, Thüren und Schubfächern, Alles zusammen so knapp in einander gearbeitet, daß es nicht mehr Platz einnimmt, als ein gewöhnlicher Waschkübel, oder ein einfacher Kleiderkasten.

Der Schrank enthält, oder kann wenigstens genau Alles das enthalten, was unserer modernen Herrenzimmer fehlt. Ich habe hierbei allerdings vorwiegend das Berliner Wohn-

haus im Sinne. In diesem liegt das Herrenzimmer am vorderen Corridor, um den Besucher ohne Berührung mit der übrigen Wohnung einzulassen. Dagegen befindet sich der Waschkübel und der Kleiderkasten im Schlafzimmer, am hinteren Corridor, und wenn der Hausherr seine Finger an den Büchern bestäubt hat, ein frisches Tuch haben, oder sein Schuhwerk wechseln will, so hat er jedesmal den umständlichen Weg durch Vorder-Corridor, Speisezimmer und Hinter-Corridor zu machen, ebensowenig zu seiner Freude, als zu der des übrigen Haushaltes.

Ganz ähnliche Mißverhältnisse finden sich überall, wo Familien ein Haus in mehreren Stockwerken bewohnen, und wo das Treppauf und -ab fast noch schlimmer ist, als der Dauerlauf auf den Corridoren.

Dem Uebelstande abzuweichen, schmuggelt man wohl einen verschämten Waschkübel in das Herrenzimmer ein, aber solches Möbel muß man aufklappen, — und gewöhnlich erst Ungehöriges von der Klappe abräumen, — dann muß man den Eimer aus dem unteren Theile hervorheben, um das Wasser zu wechseln, das Handtuch aus seinem Versteck hinter einer Thüre hervorholen u. s. w. Das moderne Alt-Deutschthum hat allerdings schon etwas Wandel gebracht, hat die Wasserblase mit Becken auf zierlichem Ständer mit Handtuchhalter eingefügt und somit für den ersten Angriff gesorgt, denn ein ernsthaftes Waschen wird kaum je benötigt, der feine Wasserstrahl, der eben die Finger benetzt, genügt in fast allen Fällen. Eine solche Waschk-Vorrichtung finden wir im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert zu einem zierlichen Möbel ausgebildet, welches nur gerade breit genug für das Becken ist, unten ein Schränkchen mit einem Eimer enthält, in welchen das Wasser ablaufen kann, und oben ein schmales Schränkchen für allerlei Geräth. Für dieses Möbel, welches in der Schweiz noch heute im Gebrauche ist, hat sich dort auch der alte Name Waschkübel, oder gewöhnlicher Waschkübel, erhalten. Wir finden es noch häufig in alten Zimmer-Einrichtungen als Theil des Tafelwerkes (so auch in dem Gölrichs-Zimmer des Kunstgewerbe-Museums), oder als Zusatz zu einem wirklichen, für Aufbewahrung des Geschirrs bestimmten Kübel. Das hier (Seite 88) abgebildete, dem sechzehnten Jahrhundert angehörige Stück stammt aus der Schweiz, Blase und Becken sind jedoch nicht ursprünglich zugehörig.

Solche schmale Waschkübel sind nach alten Mustern, besonders von München aus, vielfach in neue Einrichtungen eingefügt. Dagegen kenne ich von dem Typus unseres Schrankes kein zweites Beispiel. Er gehört schon dem sechzehnten Jahrhundert an, in welchem die Wasserblase weniger nötig für das Wohnzimmer ist, da man sich bei Tisch der Gabeln, und nicht mehr der Finger bediente. Unser Möbel unterscheidet sich von dem gewöhnlichen Waschkübel dadurch, daß es zur Seite noch einen schmalen Schranktheil enthält. Das ist an sich keine besonders geniale Erfindung, aber der Schrank löst genau die Aufgabe, welche er im modernen Herrenzimmer zu erfüllen hat, und so erlaube ich mir, für ihn, nach Analogie des „Herren-Schreibstisches“, den Namen „Herrnschrank“ vorzuschlagen.

Die nach gewöhnlichem Tischlerbrauche unthatigste Theilung des Schrankes in zwei ungleiche Hälften giebt dem Möbel nicht nur eine anmuthende Leichtigkeit, sondern auch die Grundlage für eine ganz freie Gestaltung aller Theile, die durch keine symmetrischen Gewissensbisse gehemmt wird. Die Mische mit der Wasserblase ist in ihrer Höhe und Breite ein fester Punkt. Ueber derselben erhebt sich ein kleiner Schrank für beliebiges Geräth, unter derselben ein Raum für den Eimer, in welchen das gebrauchte Wasser mittelst Stöpselvorrichtung abgelassen werden kann. Ich bemerke übrigens, daß dieser Eimer und Auslaß nicht unumgänglich nötig sind. Die Menge des Wassers, die jedesmal beim Verwechseln der Hände aus der Blase abfließt, ist so gering, daß man das Geräth ein Duzendmal des Tages benutzen kann, ohne daß sich das Becken merklich füllt; das Wasser im Becken wird weiter nicht berührt und ist bei gewöhnlicher Beschäftigung kaum als unsauber zu bezeichnen; bleibt es im Becken stehen, bis es bei der Zimmer-Reinigung am Morgen entfernt wird, so erfüllt es noch durch Verdunstung einen sehr guten Dienst, da es im Herrenzimmer an ausdünstenden Wasserflächen mangelt.

An der Seite des Schrankes wird man die Handtuch-Rolle anbringen, das wirkliche Gebrauchstuch läßt sich durch ein gesticktes Ueberzuch zierlich verdecken.

Die linke Seite bleibt von der Waschk-Vorrichtung unberührt und kann ganz nach Belieben und Bedarf eingerichtet werden. Selbst wenn man einen erheblichen Theil als Kleiderkasten benutzt, um einen Hausrock und Aehnliches unterzubringen, so behält man unten oder oben immer noch Schranktheile frei, die man recht nötig braucht. Wir sind in unserem Herrenzimmer stets in Noth, wenn wir auch nur eine Tintenflasche fortstellen wollen. Unsere Schreibstische enthalten zumeist nur Schubfächer, welche schließlich für alles Mögliche erhalten müssen, was gar nicht hineingeht. In einem solchen Schranke wird sich leicht genug ein Fach für die Cigarren, für Flaschen, für eine Calesbüchse und manches Andere anbringen lassen, wonach wir jetzt jedesmal klingeln und das Haus in Alarm setzen müssen, weil wir keine feste Stelle für kleine Handvor-räthe haben.

Dieser Herrnschrank muß, wenn er nützen soll, auf die ganz persönlichen Gewohnheiten des Hausherrn zugeschnitten sein; der außerordentliche Vortheil desselben ist, daß er jede Verschiebung der Theile erlaubt, und so durch vollkommenste Ausnutzung jedes Winkels in knappestem Räume die Dienste erfüllt, für die man sonst zwei bis drei Möbel nötig hat.

Ein weiterer Vortheil ist, daß ein solches, rein aus dem Bedürfnis herausconstruirtes Möbel, an keinerlei historisches Formenschema gebunden ist. Wenn man den Schrank einer Renaissance-Einrichtung streng einpassen will, so ist es eine Kleinigkeit, die der Barockzeit angehörenden Profile und Füllungen unseres Modells in strengere Formen zu übertragen.

Die einfache, durch keine bestimmte Theilung beschränkte Form macht es sogar möglich, auf architektonische Zuthaten, Gesimse u. s. w., völlig zu verzichten. Die einfachen Bambus-Möbel der Chinesen und Japaner geben einen Inhalt, wie man einen solchen Schrank aus ganz schlichten Brettern zusammenfügen und an den Vorderkanten mit einfachen Rundstäben, Bambus oder gedrehtem Holze beschlagen kann. Die nebenstehende Skizze zeigt solche Construction in verschiedener Einteilung der mit Thüren oder Schubfächern versehenen Fächer. Es steht natürlich auch nichts im Wege, eines oder mehrere dieser Fächer ganz offen zu lassen. In welcher Weise Rahmen und Füllungen vertheilt werden, hängt davon ab, wo man Thüren und Theilungen anbringen will, aber jeder Dorf-Tischler wird im Stande sein, nach angegebenen Mustern ein derartig einfaches Möbel herzustellen.

Dem findigen Auge unserer Frauenwelt wird es nicht entgehen, daß die somit gewonnenen, einfachen Holzflächen einen

neuen Tummelplatz für jegliche Art weiblicher Kunstübung bieten. Während man die Füllung eines architektonisch durchgebildeten Möbels nur mit streng eingeordnetem Ornament verzieren kann, ist hier die volle Freiheit gewahrt. Man kann diesen Flächen mit Oel- und Wasserfarbe zu Leibe gehen, man kann sie brennen, anbohren und ferbtschneiden, man kann sie mit Metall belegen und äßen, man kann sie im Porzellan-Ofen braten, unter Glas bemalen und vergolden, mit Stiften beschlagen, in Leder rügen, kurz jede Gewaltthatigkeit verüben, ohne daß dieses Möbel in seinem Charakter und seiner Verwendbarkeit merklichen Schaden erleidet. Man kann auch nach Verübung der ersten Platte dem Möbel Zeit zur Erholung lassen, bis es am nächsten Weihnachts- oder Geburtstage einer weiteren Ausschmückung ausgesetzt wird. Es können sich sogar verschiedene Mitglieder der Familie zumeinander, um die künstlerische Vergewaltigung durchzuführen. Bei der hohen Zweckmäßigkeit des Möbels darf man überdies auf milde Beurtheilung seitens des Beschenkten rechnen.

Wenn die Damen, was wir als die Regel anzunehmen durchaus bereit sind, wirklichen Geschmack besitzen, so werden sie diese Flächen leicht und flott behandeln, wie dies Fräulein Marie Kirchner in unserer Skizze vortrefflich angegeben hat, sie werden wirkliche Naturstudien in der leichtesten Stilisirung, die wir von den Japanern lernen können, ohne sie zu copiren, mit geschickter Hand verwenden, um die Flächen anmuthig zu beleben, werden die schmutzig grauen und chokoladenbraunen Töne bei Seite lassen, vielmehr alles hell, blank und frisch halten, damit es mit dem leuchtenden Einfaß von Kupfer oder Zinn freundlich zusammenstimmt, und werden somit in das düstere Herrenzimmer etwas hineinstellen, das wie ein Strauß frischer Blumen ausleuchtet und anmuthet, und den Herrn selbst zu jeder Stunde an die lieben Hände gemahnt, die so Zierliches gestiftet und ihn außerdem davor behüten, allzu oft die Wirtschaftsräume der Familie passieren zu müssen.

So mag denn dieser Schrank seine friedliche Mission antreten. Ich erlaube mir mit Absicht, ihn schon jetzt einzuführen, damit die Damen, die ihre schätzbaren Kräfte der Aufgabe widmen wollen, noch vor Beginn des Sommers die nöthigen Platten vorbereiten und mit Behagen bis zum Weihnachtsfeste alle Herrlichkeiten fertig stellen können. Nur gestatte ich mir aus Vorschicht die kleine Bemerkung einzufügen zu lassen, daß ich selbst bereits so glücklich bin, ein entsprechendes Möbel zu besitzen.

Julius Lessing.



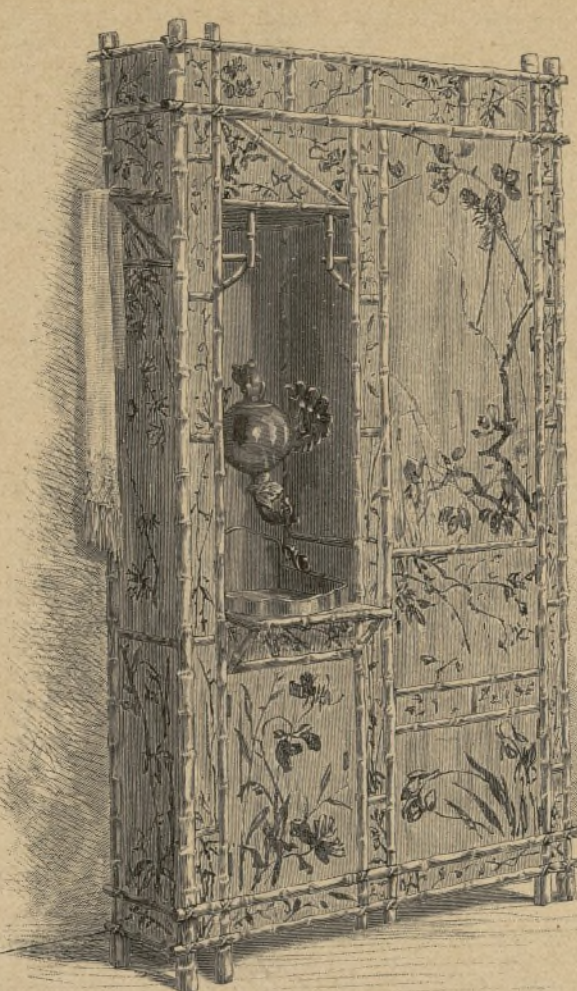
Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Speisenfolge bei einem Hochzeits-Mahle.

| | |
|---|----------------------------------|
| Krautbrühe. | } Capwein. |
| Sauerampfer-Suppe. | |
| Auflern. | } St. Peray. |
| Aspic von Sardinen und Caviar. | |
| Lammbraten mit Soubise-Sauce. | } Recept 1358. |
| Frischlingsrücken mit Cumberland-Sauce. | |
| Sterlett auf russische Art. | } Recept 1359 u. 1360. |
| Steinbutt auf flämische Art. | |
| Cichorien (Chicoree). | } Recept 1361. |
| Stangen-Spargel. | |
| Junge Gans. | } Schloß Johannisberger Cabinet. |
| Waldfchnepfen mit Gurken-Salat. | |
| Eis, Früchte. Mout et Chandon. | } Recept 1362. |
| Käseschnitte. | |
| Nachsch. Alter Tofayer. | |

1358. Aspic von Sardinen und Caviar. Eine halbfugelförmige Stütz-Kasserole wird vorsichtig mit recht klarem, lauwarmem Aspic ausgegossen und so lange auf klein geschlagenem Eise gedreht, bis die Flüssigkeit erstarrt ist und sich überall gleichmäßig, etwa einen kleinen Finger stark, angelegt hat. Nun nimmt man die Sardinen, die zuvor zum Abtropfen auf ein Sieb gethan und zwischen zwei weißen Tischtüchern leicht getrocknet wurden, und legt sie zu einer großen Kasserole auf den Aspic, so, daß die schmaleren Schwanz-Enden in der Mitte zusammen stoßen, die breiter werdenden Kopf-Enden aber den übrigen, sich erweiternden Raum füllen. Einige Löffel Aspic, welche man darüber gießt, müssen wiederum auf dem Eise erstarrten und die Fische in genügender Menge bedecken, um sie festzuhalten; der nun noch leere Mittelraum wird mit russischem Caviar gefüllt, das Ganze zuletzt mit dem übrigen Aspic ausgegossen und bis zur Zeit des Anrichtens in Eis gesetzt. Auf eine runde Schüssel gestürzt, bedeckt man die Kasserole mit, — in kochendes Wasser getauchten, — ausgerungenen Tüchern, doch achte man darauf, daß sich die Form nicht zu sehr erwärme, und ein Theil des Inhaltes schmelze, es würde sonst das schöne Aussehen der ausgezeichneten Platte verloren gehen.

1359. Lammbraten mit Soubise-Sauce. Am geeignetsten sind zu dieser Schüssel 2—2½ Monate alte Lämmer, wie man sie zur Osterzeit findet. Das Fleisch des nur mit Milch gemästeten Thieres muß weiß, gut mit Fett bewachsen sein und bis zum Gebrauche möglichst lange in kühler Zugluft gehangen haben. Meist nimmt man das ganze Lamm, d. h. die Keulen mit dem daran sitzenden Rücken- und Rückenstück, läßt aber oft die Vorderblätter zurück, wäscht den Braten, trocknet ihn, haut die unteren Beinknochen ab und wickelt die Bauchlappen unter dem Rücken zusammen, sodas dieser ein rundes Aussehen bekommt und beim Braten nicht einfällt. In eine passende Pfanne gelegt, gefalzen und mit ungefähr 1½ Kilo zerlassener Butter übergossen, muß das zarte Fleisch bei fleißigem Begießen in 1½—2 Stunden gar werden; auch setzt man, wenn der Saft kurz wird, ab und zu ein wenig Wasser, oder besser Fleischbrühe zu. Von Wichtigkeit ist ein geschicktes Zerlegen. Nachdem zunächst die Keulen losgetrennt und in Querscheiben geschnitten wurden, haut man den Rücken der Lämmer in zwei Theile, diese wiederum in Portionsstücke, sodas ein jedes aus zwei Rippen besteht. Nun wird Alles zusammengefügt, daß es die Gestalt des ganzen Lammes zeigt, auf die Beinknochen der Keulen steckt man kleine Papiertraufen, garnirt den Braten rings herum mit frischer Brantmentz, garnirt die kurz eingelegte, ein wenig feinnig gemachte Brühe über. Da das sehr fein



Herrenschrank. — Siehe Seite 87.

schmeckende Fleisch zuweilen weidlich gefunden wird, empfiehlt sich dazu die kräftige

1360. Soubise-Sauce. Für diese schält und schneidet man ungefähr ein halbes Liter weißer Zwiebeln, Blanchirt sie kurze Zeit in kochendem Wasser, um ihnen den scharfen Geschmack zu nehmen, und läßt sie auf einem Siebe abtropfen. Nun zerläßt man ½ Pfund Butter, fügt einige Scheiben würflich geschnittenen Schinken nebst den Zwiebeln hinzu, kühlt, sobald diese, — ohne sich zu färben, — weich werden, einen Löffel Mehl über und verläßt die Sauce mit ½ Liter guter Sahne und etwas Bouillon. Wenn Alles gut verfocht ist, streicht man es durch ein Sieb, schmeckt es mit Salz und einer Prise gestoßenem weißen Pfeffer ab und giebt die feinnige Sauce recht heiß auf die Tafel.

1361. Steinbutt auf flämische Art. Der in wiederholt angegebener Weise zurecht gemachte Fisch wird eine Stunde in Essig mit Salz, Pfeffer, Zwiebelscheiben, einem Bündchen Majoran, Thymian und Petersilie marinirt, dann mit dieser Marinade in das kochende Wasser des Fischkessels gethan und unter Hinzufügung einiger Gewürznelken, etwas Muskatblüthe, 4—6 Anchovis und sehr wenig Meerrettig langsam in nicht zu viel Brühe weich gekocht. Die Sauce bereitet man von 1½ Kilo Butter, die mit dem erforderlichen Mehl geknetet, mit Fleischbrühe und ½ Liter Weißwein verfocht wurde. Mit Citronensaft recht milde abgeschmeckt, gebe man einige fein gewiegte Anchovis und zuletzt das gefochte, würflich geschnittene Fleisch eines Hummers und zwei Duzend Austern hinzu. Letztere dürfen nur fleißig werden, nicht kochen.

1362. Waldfchnepfen. Man rechnet je auf vier Personen einen Vogel, rupft die Schnepfen, zieht die Kopfhaut mit den Federn ab, fängt sie, sticht die Augen aus, entfernt Gurgel und Kropf, nimmt sie aus, wäscht und trocknet sie, drückt die Keulen nach der Brust zurück und durchsticht sie mit einem kleinen Holzspieß, um ihnen bessere Form zu geben. Mit Speckscheiben umwickelt, werden sie in reichlicher Butter bei fleißigem Begießen recht saftig gebraten und wie Hühner zerlegt. Inzwischen hat man die Eingeweide, unter Zurücklassung des Magens, fein gewiegt, mit einem Stücke Butter, Pfeffer, Salz, etwas Muskatnuss gemischt, auf das Feuer gebracht und sie so lange gerührt, bis sie anfangen, fest zu werden. Ist dies geschehen, giebt man ein frisches Eigelb hinzu, verbindet sie mit demselben unter beständigem Rühren, und streicht sie auf in Butter geröstete Semmelscheiben, die man im Ofen warm erhält. Auf einer länglichen Schüssel angerichtet, werden die Schnepfen mit den Semmelbröckchen und Köpfen der Vögel, diesen beiden größten Delicatessen des betreffenden Bratens, garnirt. Die etwas feinnig gemachte Sauce giebt man besonders.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Ausplagen der Nellen. — Kann man das Ausplagen der Nellen, das so sehr ihre Schönheit beeinträchtigt, verhindern?

Sophie am Okestrand.

Alpenpflanzen. — Ich möchte ein Beet mit Alpenpflanzen anlegen und bitte um gültigen Rath.

L. H. bei Görlitz.

Kürbisjudt. — Auf welche Weise kultivire ich den Speisekürbis, um sehr große Früchte zu erzielen?

Bertha M. in Waldsee.

Galla. — Wie behandelt man die Galla?

Hermine v. G. in Schwaben.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)
Beschneiden der Johannisbeer- und Stachelbeersträucher (55). — Durch das richtige Beschneiden der Beerensträucher er-

zielt man eine reichere Ernte und besonders auch größere und schmuckhaftere Früchte, da Licht und Sonne überall ungehindert Zutritt finden; zu gleicher Zeit wird hierdurch schon etwas dem Erscheinen lästiger Insekten vorgebeugt. Der Hauptschnitt findet bei Johannisbeer- und Stachelbeersträuchern im Winter statt, in den Monaten Januar bis Anfang März. Hierbei müssen alle schwachen, zu dicht stehenden und sich kreuzenden Zweige entfernt werden; die vorjährigen Triebe hat man bis etwa auf die Hälfte zu verkürzen; auch thut man gut, die unteren Zweige fortzunehmen, deren Früchte aus Mangel an Licht verkümmern und leicht von Erde beschmutzt werden. Bei Johannisbeersträuchern schneidet man gewöhnlich bis auf die Spornen des alten und jungen Holzes zurück. Sind sehr alte, bemoste Stämme vorhanden, so fägt man dieselben heraus; sie bringen keinen Nutzen, schaden aber als eine Brutstätte des Anzeigers. Sehr vorthellhaft ist es, wenn man das dreijährige Holz alljährlich beseitigt. Sollte man den Schnitt zu richtiger Zeit vernachlässigt haben, so muß man jetzt noch das Versäumte so viel wie möglich nachholen. Im Sommer wird das zu dicht stehende Holz fortgenommen; auch entfernt man die Wurzelstöcklinge und zwar bei Kronenbäumen sämtlich, während man bei den Sträuchern zwei bis drei der stärksten Triebe als Ersatz stehen läßt.

S. Sp. in Braunschweig.

Asclepias (55). — Die unter dem Namen Asclepias bekannte Pflanze heißt eigentlich Hoya carnosa; sie stammt aus China und Ostindien und gebraucht zu ihrem Gedeihen viel Wärme, Sonnenlicht und Feuchtigkeit. Geben Sie daher Ihrem Topfe einen recht sonnigen Stand am Fenster und sorgen Sie während der Sommermonate für reichliche Bewässerung, dann und wann auch für einen Düngerzug. Die dicken Blätter müssen immer staubfrei gehalten werden; im Winter genügt häufiges Abwischen, in der Zeit des Wachstums aber sollte man die Pflanze alle zwei bis drei Tage mit lauwarmem Wasser besprühen. Diese Pflege wird die Asclepias gewiß durch dankbares Blühen lohnen. Die am Spalier gezogene Pflanze gewährt dann mit ihren glänzenden, dunklen Blättern und den wie aus Wachs gebildeten, blaß-fleischfarbenen Blumen einen wunderhübschen Anblick; zu gleicher Zeit erfreuen die Blüthen, die einen klaren, weißen Honigsaft absondern, auch durch ihren Wohlgeruch. Sehr zu beachten ist, daß man die abgeblühten Dolden nicht abschneiden darf, denn an dem dicken, schuppenförmigen Haupt-Blüthenstiel entwickeln sich in den folgenden Jahren wieder Blüthen. Während der Wintermonate muß die Pflanze durch kühlere Luft und spärliche Bewässerung in Ruhe versetzt werden; am zuträglichsten ist ihr eine Wärme von nur 8 bis 10 Grad. Beim Umpflanzen im zeitigen Frühjahr gebe man der Wachsblume eine recht nahrhafte, Luft und Wasser durchlassende Erde mit Scherben-Unterlage. Für diesen Zweck eignet sich am besten eine grobkörnige Heide- und kräftige Kompost-Erde, mit Sand untermischt. Stecklinge bewurzeln sich unter einer Glasglocke zwar zu jeder Zeit leicht, werden aber am zweckmäßigsten im Frühling gemacht.

P. K. Altona.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Crème-seidene Garnitur zu reinigen. — Wie wird eine gekoppelte crème-seidene Garnitur gereinigt?

Langjährige Abonnentin in Wien.

Abfärben von Sammet. — Auf welche Weise kann man verhindern, daß echter schwarzer Sammet auf weißer Wäsche abfärbt?

Baronin Sch. in Berlin.

Sprüche für Tischläufer und Theetücher. — Wer kann mir einige für Tischläufer und Theetücher passende Sprüche mittheilen?

A. G. in Genua.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Spargel und Blumenkohl einzumachen (XV, 88). — Spargel und Blumenkohl halten sich sehr gut in den bekannten Einmachegläsern, die weithalbig auch zum Einmachen des Obstes aus hain Mario verwendet werden. Man schält und schneidet beide Gemüse, — Stangen-spargel ist weniger anzurathen, — Blanchirt sie in kochendem, leicht gesalzenem Wasser, füllt sie mit diesem, — heiß, — in die bereit gehaltenen, etwas angewärmten Gläser, verschließt diese entweder mit den dazu gehörenden Patent-Verschluß-Deckeln oder verbindet sie mit erweiterter, gut ausgewaschener Blase, umwickelt sie mit Hen und kocht sie, — mit kaltem Wasser aufgesetzt, — eine Stunde in einem entsprechend großen Kessel. Für Blumenkohl ist, je nach der Größe der Stücke, eine etwas längere Zeit zu empfehlen.

B. W.

Pfauenfedern (64). — Die Sage, daß Pfauenfedern Unglück bringen, stammt aus der deutschen Schweiz und hat einen sehr realen Hintergrund. Bekanntlich ist die Pfauenfeder der Helmschmuck der Habsburger, deren Dienstmannen, Ministerialen und selbst angeworbene Reifige dieselbe trugen. Wo sich nun in der Schweiz, so lange dieselbe unter der Botmäßigkeit der Habsburger stand, die Pfauenfeder zeigte, war diese mit einem Unglücke gleichbedeutend.

„Grüne Seite“ (72). — Die volkstümliche Bezeichnung: „Grüne Seite“ soll wohl gleichbedeutend mit jung, jugend-, frühlingsschön sein, ebenso wie der Ausdruck: „Grüner Junge“ etwas noch Unreifes andeutet, aber tadelnd gebraucht wird.

D. G.

J. A. in Grün. — Edelweiß-Samen ist in der Samen-Handlung von Thiele, Berlin W., Potsdamer Str. 4, käuflich; das kleinste abzunehmende Quantum kostet 50 Pf.

Langjährige Abonnentin in Glogau. — Ihre Frage ist nicht verständlich genug gestellt, um sie beantworten zu können.

Abonnentin in Amsterdam. — In jedem größeren Magazin für Reise-Itinarien erhalten Sie Reise-Erörterungen für Herren; wir nennen Ihnen die Firma Prager, Berlin NW, unter den Linden 27.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Modenbild.